

Historische Sozialkunde

Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung

2/2008



Naturkatastrophen in der Geschichte
Wahrnehmung, Deutung und Bewältigung von
extremen Naturereignissen in Risikokulturen

VGS

Verein für Geschichte und Sozialkunde
38. Jg./Nr. 2 April–Juni 2008

AU ISSN 004-1618

Historische Sozialkunde. Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung. Zeitschrift für Lehrerfortbildung. Inhaber, Herausgeber, Redaktion: Verein für Geschichte und Sozialkunde (VGS) in Kooperation mit dem Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Dr. Karl Lueger Ring 1, 1010 Wien.

Chefredaktion: Ilja Steffelbauer (Wien)

Fachdidaktik: Zentrale Arbeitsstelle für Geschichtsdidaktik und Politische Bildung, FB Geschichte/ Universität Salzburg, Rudolfskai 42, 5020 Salzburg (christoph.kuehberger@sbg.ac.at)

Preise Jahresabonnement € 16,- (Studenten € 12,-), Einzelheft € 5,-, Sondernummer € 7,- zuzügl. Porto.

Bankverbindungen: Bank-Austria Kto. Nr. 601 718 703, Bankleitzahl 20151 Wien;

Deutschland: Hypo Bank München Bankleitzahl 70020001; Kto. 6060714949

Herausgeber (Bestelladresse):

Verein für Geschichte und Sozialkunde, c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, Dr. Karl Lueger- Ring 1, A-1010 Wien

Tel.: +43-1-4277/41330 (41301), Fax: +43-1-4277/9413

Aboverwaltung: +43-1-4277/41305 (Marianne Oppel)

E-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at

<http://vgs/univie.ac.at>

Trotz intensiver Bemühungen konnten nicht alle Inhaber von Text- und Bildrechten ausfindig gemacht werden. Für entsprechende Hinweise ist der Verein für Geschichte und Sozialkunde dankbar. Sollten Urheberrechte verletzt worden sein, werden wir diese nach Anmeldung berechtigter Ansprüche abgelden.

Titelbild:

Flugschrift zu den Stürmen, Regenfällen und Hochwassern 1612/1613 in Deutschland, Schlossmuseum Gotha, Kupferstichkabinett Sign. 18/39. Mit freundlicher Genehmigung der Stiftung Schloss Friedenstein.

Entnommen aus: Rüdiger Glaser, Klimageschichte Mitteleuropas. 1000 Jahre Wetter, Klima, Katastrophen, Darmstadt 2001, S. 137

Heftredaktion: Christian Rohr

Layout/Satz: Marianne Oppel

AutorInnen:

Katrin Hauer, MMag.^a, studierte Geschichte, Pädagogik und Anglistik an der Universität Salzburg, arbeitet derzeit an der Universität Salzburg an einer Dissertation zu Starkwinden in Österreich und in den Niederlanden, 1600–1750.

katrin.hauer@gmx.at

Christian Rohr, Ao. Univ. Prof. Mag. Dr. Christian Rohr M.A.S., lehrt an der Universität Salzburg Mittelalterliche Geschichte, Historische Hilfswissenschaften und Umweltgeschichte. Forschungen u. a. zur Geschichte von extremen Naturereignissen im Ostalpenraum im Mittelalter und in der Neuzeit.

christian.rohr@sbg.ac.at

Christoph Kühberger, Geschichtsdidaktiker und Zeithistoriker in Salzburg und Mitarbeiter an der Zentralen Arbeitsstelle für Geschichtsdidaktik und Politische Bildung (FB Geschichte, Universität Salzburg). Arbeitsschwerpunkte: u.a. Historisch-politischer Kompetenzerwerb, Neue Weltgeschichte im Geschichtsunterricht, Ethik der Geschichtswissenschaft.

Franz Vorwald, Mag. Dr., Professor an der Pädagogischen Hochschule Niederösterreich, Baden. Fachwissenschaftler und Fachdidaktiker für Geschichte und Germanistik. Gastdozenturen an ausländischen Partneruniversitäten (Erasmus).

Elfriede Windischbauer, Didaktikerin in den Bereichen Geschichte und Interkulturelles Lernen an der Pädagogischen Hochschule in Salzburg. Sie leitet an der PH das Institut für Didaktik und Unterrichtsentwicklung (Schwerpunkt Politische Bildung). Aktuelle Arbeitsschwerpunkte: Offene Lernformen, Geschlechtergeschichte, Politische Bildung.

Gefördert durch die Stiftungs- und Förderungsgesellschaft der Paris-Lodron-Universität Salzburg.

Die wissenschaftliche Redaktion der „Historischen Sozialkunde“ wird auch 2008 durch eine Förderung der Magistratsabteilung 7, Gruppe Wissenschaft, unterstützt.

Stadt  Wien 

Erscheinungsort Wien, Verlagspostamt 1010 Wien, Plus.Zeitung 06Z036815P

Inhaltsverzeichnis

Christian Rohr

2 Naturkatastrophen als Gegenstand einer kulturgeschichtlich orientierten Umweltgeschichte

Naturkatastrophen als Medienereignisse – Extreme Naturereignisse und Naturkatastrophen als Thema der historischen Forschung – Kulturgeschichtliche Perspektiven auf extreme Naturereignisse der Vergangenheit – Kriterien für die Wahrnehmung als Katastrophe – Deutungsmuster im Rahmen extremer Naturereignisse – Formen der Bewältigung von extremen Naturereignissen

Christian Rohr

14 Zur Wahrnehmung, Deutung und Bewältigung von extremen Hochwasserereignissen in Österreich von der Antike bis heute

Das Beispiel Wels

Einleitung – Römerzeit – Früh- und Hochmittelalter – Spätmittelalter – Bruckamtsrechnungen als Schlüssel zu einer Überschwemmungskultur – Ausblick: Stadterweiterung und Überschwemmungen am Ende des 19. Jahrhunderts

Katrin Hauer

21 Der große Bergsturz des Mönchsbergs in der Stadt Salzburg von 1669

Wahrnehmung, Deutung und Bewältigung

Die Stadt Salzburg – Geologische Befunde – Kulturgeschichtliche Befunde – Zur Wahrnehmung des großen Mönchsbergsturzes – Zur Deutung des großen Mönchsbergsturzes – Zur Bewältigung des großen Mönchsbergsturzes – Ein Vergleichsbeispiel: Der Bergsturz von Plurs – Zur Deutung des Bergsturzes von Plurs – Zur Bewältigung des Bergsturzes von Plurs – Resümee

Katrin Hauer

32 Bildquellen zu Naturkatastrophen in österreichischen Geschichtslehrbüchern der sechsten Schulstufe

Eine kritische Analyse

Einleitung – Bilder zu Naturkatastrophen – Ein Modell zur Analyse von umweltgeschichtlichen Bildern – Ein Analysebeispiel – Resümee

Fachdidaktik

Christoph Kühberger

37 Umweltgeschichte im Unterricht
Orientierungsbedürfnisse aufgreifen

Franz Vonwald/Elfriede Windischbauer

40 Katastrophengeschichte am Beispiel des Super-GAU in Tschernobyl

Weiteres Material zu diesem Thema finden Sie auf unserer Homepage:
<http://vgs.univie.ac.at>

Historische Naturkatastrophen als Gegenstand einer kulturgeschichtlich orientierten Umweltgeschichte

Naturkatastrophen als Medienereignisse

Naturkatastrophen haben, so die landläufige Meinung, in den letzten Jahren – am Ende des 20. und am Beginn des 21. Jahrhunderts – überhand genommen. Auf den ersten Blick scheint es so, dass es noch nie in der Geschichte der Menschheit so viele und zerstörerische Naturereignisse gegeben habe: der schwere Tsunami im Indischen Ozean im Dezember 2004, der in den Anrainerstaaten nach vorsichtigen Schätzungen rund 180.000 Menschen das Leben kostete, darunter auch zahlreiche westliche Touristen an den Palmenstränden Thailands; der Hurrikan Katrina, der Ende August 2005 die Dämme nahe der Stadt New Orleans zerstörte und dann mit voller Wucht einen Großteil der Häuser in der Stadt selbst und in den angrenzenden Regionen zum Einsturz brachte; das Erdbeben in Kaschmir im Herbst 2005, das trotz der Abgeschiedenheit der Region wochenlang die Schlagzeilen beherrschte; schwere Überschwemmungen an der unteren Donau und ihren Nebenflüssen im Frühjahr 2006; Dürrekatastrophen und daraus resultierende Waldbrände in den Mittelmeerländern im Sommer 2007. Im Januar 2007 verursachte der Orkan Kyrill in großen Teilen Mitteleuropas schwerste Schäden und nur ein Jahr darauf im Winter 2008 wurden im Ostalpenraum erneut Verwüstungen durch das Sturmtief Emma registriert; die ökonomischen und ökologischen Folgen werden wohl noch über Jahre spürbar sein.

Zuletzt richtete der Wirbelsturm Nargis Anfang Mai 2008 schwere Schäden in Myanmar (Burma), einem der ärmsten Länder der Welt, an; zehntausende Tote sind zu beklagen, wohl auch deswegen, weil das Militärregime praktisch keine Hilfe von außen zuließ. Nur wenige Tage später erschütterte ein starkes Erdbeben den Südwesten Chinas; erneut verloren zehntausende Menschen ihr Leben, Kraftwerke und andere Einrichtungen zur Aufrechterhaltung der Infrastruktur wurden beschädigt.

Gerade auch im Ostalpenraum reißen die Nachrichten von Naturkatastrophen in den letzten Jahren nicht ab. Das Lawinenunglück von Galtür zerstörte im Februar 1999 mitten in der Schisaison zahlreiche Hotels – die zum Großteil in der so genannten „Roten Zone“ lagen und somit eigentlich nie hätten gebaut werden dürfen. Überschwemmungen wie die im August 2002 wurden rasch in den Medien zu den größten seit Menschengedenken hochstilisiert. Doch schon bald darauf, im Juli 2005, standen der Pinzgauer Markt Mittersill und einige Gemeinden im Tiroler Außerfern unter Wasser, im Frühjahr 2006 mehrere Orte an der March im niederösterreichischen Weinviertel; nur drei Monate später ließen starke Gewitterregen die Thaya innerhalb weniger Stunden über die Ufer treten, sodass in zahlreichen Gemeinden kaum ein Haus unbeschädigt blieb. Auch der kalte Januar 2006 hinterließ seine Spuren: Auf der Donau trieben seit vielen Jahren erstmals wieder zahlreiche Eisschollen; bei Krems wäre es durch einen

Eisstöß Anfang Februar 2006 fast zur Katastrophe gekommen. Schwere Gewitter, die Muren auslösen, und starke, zerstörerische Stürme richten fast jedes Jahr – regional begrenzt zwar – schweren Schaden an. Dazu kamen noch vom Menschen zumindest mitverschuldete Hangrutschungen, etwa am Eiblschrofen bei Schwaz in Tirol (2000).

Auch heute sind viele Reaktionen emotional, zum Teil auch irrational geprägt, ja sie werden manchmal sogar in milleniaristische Weltuntergangsszenarien eingebettet. Drohen die Naturkatastrophen, mehr noch als Kriege, die Erde und mit ihr die Menschheit in den Untergang zu treiben? Mensch und Naturkatastrophe heute – nach wie vor ein Thema, bei dem so manches „mittelalterlich“ wirkt?

Es ist daher an der Zeit, aus einer kulturgeschichtlichen Perspektive einen Blick auf die Wahrnehmung, Deutung und Bewältigung von extremen Naturereignissen zu werfen: Durch welche Faktoren kam es zu einer Katastrophenwahrnehmung? Dabei kommt auch der mediale Aspekt zum Tragen, d. h. die Art und Weise, wie Naturereignisse in schriftlicher oder bildlicher Form weitervermittelt werden. Die Untersuchung von extremen Naturereignissen in historischer Zeit kann auch dazu dienen, die Wahrnehmung, Deutung und Bewältigung aktueller Ereignisse besser zu verstehen.

Extreme Naturereignisse und Naturkatastrophen als Thema der historischen Forschung

Extreme Naturereignisse haben seit den Annalen und Chroniken der Antike und des Mittelalters das Interesse der Zeitgenossen geweckt. Die Erforschung derselben nahm aber in der Geschichtsforschung keine so prominente Stellung ein. Im Zentrum der klassischen Geschichtsforschung standen über Jahrhunderte die Ereignis- und Politikgeschichte, die Kirchengeschichte und die Verfassungsgeschichte. Dennoch haben

sich im Laufe des letzten Jahrhunderts mehrere sehr unterschiedlich ausgerichtete Subdisziplinen der Geschichtsforschung zur Erforschung extremer Naturereignisse in der Vergangenheit herausentwickelt (Rohr 2007: 19-49).

Die historische Seismologie hat besonders in Erdbebenregionen wie in Italien eine sehr lange Tradition: Schon in der Frühen Neuzeit entstanden Erdbebenkataloge, besonders auch unter dem Aspekt der Memoria. In den letzten Jahren haben sich daraus interdisziplinär ausgerichtete Großprojekte in der Forschung entwickelt, bei denen Naturwissenschaften und Geschichtswissenschaft eng zusammenarbeiten (Gutdeutsch/Hammerl/Mayer/Vocelka 1987; Guidoboni/Comastri 2005; ECOS).

Die heimatkundlich orientierte Regionalforschung seit dem 19. Jahrhundert interessierte sich in erster Linie für Extremereignisse, die in der Landschafts- oder Stadtentwicklung bleibende Einschnitte hinterlassen haben. Die Auseinandersetzung mit derartigen Themen erfolgte besonders anlässlich von Jubiläen, etwa 1948 zum 600-Jahr-Jubiläum des Erdbebens in Kärnten und Friaul (1348), das auch zum bis heute in der Landschaft erkennbaren großen Bergsturz des Dobratsch führte (Görlich/Tausche/Wurzer 1948; W. Neumann 1971/1985; W. Neumann 1987/1995; W. Neumann 1988/1995; D. Neumann 1988).

Der Beginn einer strukturge-schichtlichen Annäherung an Klima und Naturkatastrophen erfolgte im Rahmen der Schule der Annales in Frankreich. Mit dem Ansatz, die Geschichte im Sinne einer *histoire totale* (Lucien Febvre) zu begreifen, d. h. möglichst umfassend neben der Politik und Wirtschaft einer Region auch deren Religion und Mentalitäten zu berücksichtigen, rückten auch Zugänge aus der Geographie stärker ins Bewusstsein der HistorikerInnen in der Tradition der Annales (Febvre 1922/1970; Le Goff 1990: 12-14). Zu den Langzeit-

reihen von Wirtschaftsdaten trat damit auch die Klimageschichte als Teil einer strukturgeschichtlich orientierten *histoire totale* (LeRoy Ladurie 1967/1983; Alexandre 1987; Le Roy Ladurie 2004).

Die moderne Klimageschichte wird von naturwissenschaftlichen Ansätzen dominiert, doch erfolgt dabei mittlerweile eine enge Zusammenarbeit mit historisch ausgerichteten Forschungsteams. Die Rolle des Menschen steht je nach Ausrichtung mehr oder weniger im Hintergrund, doch sind die Ergebnisse der Klimageschichte unentbehrlich auch für kulturgeschichtlich ausgerichtete Fragestellungen. Während für die Schweiz (Pfister 1984; Pfister 1999; Pfister 2001), Deutschland (Glaser 2001) und die Tschechische Republik (Brázdil/Kotyza 1995; Brázdil u. a. 2004; Brázdil u. a. 2005; Brázdil 2006) schon zahlreiche umfassende Studien zur Klimageschichte vorliegen, stellt die Klimageschichte des Ostalpenraums immer noch ein Desiderat der interdisziplinären Forschung dar (Rohr 2007: 48).

Ausnahmestände wie Naturkatastrophen erregten auch in der soziologischen Forschung seit dem 20. Jahrhundert immer wieder großes Interesse. Ein erster theoretisch ausgerichteter katastrophensoziologischer Ansatz stammt vom Amerikaner Lowell J. Carr, der sich 1932 – am Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise – allgemein mit sozialem Wandel in Katastrophen auseinandersetzte. Er definierte Katastrophen als Zustände, in denen kulturelle Schutzvorkehrungen zusammenbrechen, und grenzte diese damit vom reinen Ereignis, das diese Schutzvorkehrungen prinzipiell überwinden könne, ab. Ein Erdbeben sei nur dann eine Katastrophe, wenn menschliches Siedlungsgebiet davon massiven Schaden nehme. (Carr 1932: 211).

In einer Reihe von katastrophensoziologischen Studien aus der Zeit nach 1945 spielt der Begriff der „sozialen Gewissheit“ eine entscheidende Rolle. Darunter ist das Streben der

Menschen – unabhängig von ihrer Kultur, ihrem Geschlecht oder Alter – zu verstehen, in der jeweiligen Situation Selbstgewissheit und ihre soziale Stellung abzuleiten. Zahlreiche empirische Studien zeigen, dass das Bedürfnis nach sozialer Gewissheit in allen Kulturen vorhanden ist. Somit kann es nach Wolf Dombrowsky als gemeinsames Ausgangskriterium dienen, das es ermöglicht, „jenen gesellschaftlichen Kontext zu erfassen, der notwendig ist, um Einzelphänomene des Verhaltens in Katastrophen in seiner Relation zum Alltags- und Normalverhalten zu bestimmen und es gleichzeitig mit analogen Phänomenen in anderen Gesellschaften und Kulturen vergleichen zu können“ (Clausen/Dombrowsky 1983: 32). Der Beginn der soziologisch ausgerichteten Katastrophenforschung im deutschsprachigen Bereich lag aber nicht bei den extremen Naturereignissen, sondern bei einer drohenden atomaren Katastrophe im Zuge des Kalten Krieges in den 1970er-Jahren (Clausen/Geenen/Macamo 2003: IX). So verwundert es nicht, dass in Lars Clausens und Wolf R. Dombrowskys „Einführung in die Soziologie der Katastrophen“ aus dem Jahr 1983 Naturkatastrophen nur am Rande behandelt werden (Clausen/Dombrowsky 1983).

Das Hauptproblem, soziologische Katastrophenforschung auch für historische Fragestellungen anzuwenden, ist der Umstand, dass die soziologischen Modelle durchwegs an heutigen Gesellschaften entwickelt sind, wohingegen die weltanschaulichen Konzepte, die zu einer Katastrophenwahrnehmung führen, einem ständigen Wandel unterliegen (Rohr 2007: 34)

Kulturgeschichtliche Perspektiven auf extreme Naturereignisse der Vergangenheit

Mit dem *cultural turn* seit den 1970er-Jahren haben Zugänge wie die Mentalitätsgeschichte bzw. Mentalitätsgeschichte (Sprandel 1972;

Dinzelbacher 1993), die Historische Anthropologie (van Dülmen 2000; Tanner 2004) und die „Neue Kulturgeschichte“ (Lehmann 1995; Daniel 2001; Lutter/Reisenleitner 2001; Lutter/Szöllösi-Janze/Uhl 2004; Landwehr/Stockhorst 2004; Burke 2005; Maurer 2005; Behringer 2007; Tschopp/Weber 2007) an Bedeutung gewonnen. Alle drei Richtungen bedienen sich einer Mischung aus methodischen Zugängen, sodass die Begrifflichkeiten mitunter sehr schwammig verwendet wurden. Es würde zu weit führen, hier eine genaue Unterscheidung zu versuchen (Maurer 2005: 294-295).

Im Zentrum aller drei Strömungen steht der Blick auf den Menschen in seinem Lebensalltag, auf seine Denkmuster, seine Gefühlswelt, seine soziale Verortung. Die jüngste der drei genannten Strömungen, die „Neue Kulturgeschichte“, sieht sich daher pragmatisch als die Synthese aller lebensweltlich orientierten Zugänge und integriert innerhalb der Geschichtswissenschaft die Mentalitätsgeschichte, die Mikrohistorie, die Alltagsgeschichte sowie die Frauen- und Geschlechtergeschichte, weiters außerhalb der eigenen Disziplin volkkundliche, sozialanthropologisch-ethnologische sowie sprach- und literaturwissenschaftliche Zugänge. (Landwehr/Stockhorst 2004: 91) Gerade bei der Erforschung von extremen Naturereignissen mit ihrer höchst inhomogenen Quellenlage liegt eine Methodenkombination wie die der „Neuen Kulturgeschichte“ nahe.

„Naturkatastrophen kennt allein der Mensch, sofern er sie überlebt. Die Natur kennt keine Katastrophen.“ (Frisch 1979/1986: 271) Dieser Satz aus der Feder des Schweizer Dramatikers Max Frisch – entnommen aus dem 1979 erschienenen Spätwerk „Der Mensch erscheint im Holozän“ – hat in den letzten Jahren weite Verbreitung gefunden, ja er fehlt in kaum einer Publikation zur Geschichte und zum Wesen von Naturkatastrophen. Er macht deutlich, dass eine Geschichte der

Naturkatastrophen nur über eine Geschichte der Wahrnehmung, Deutung und Bewältigung derselben durch den Menschen verlaufen kann. Der Begriff hat somit in einer naturwissenschaftlich ausgerichteten Betrachtung von Klima, Wetter und extremen Naturereignissen eigentlich keinen Platz.

Die Suche nach einer allgemein anwendbaren Definition von (Natur-)Katastrophen hat in der Forschung noch zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt und vermutlich lässt sich auch gar keine allgemein gültige Definition finden (Berlioz 1998: 9-13; Berlioz/Quenet 2000; Pfister 2002; Groh/Kempe/Mauelshagen 2003: 15-19; Ossimitz/Lapp 2006; Groh 2007: 10-11). Ins Leere gehen freilich Versuche, die den Aspekt der Wahrnehmung und damit einen kulturgeschichtlichen Zugang außer Acht lassen. So definiert etwa Josef Nussbaumer in seiner Chronik der Naturkatastrophen seit 1500 eine Naturkatastrophe lapidar: „Eine Naturkatastrophe ist eben eine Katastrophe, bei der – *nomen est omen* – die Natur eine für den Menschen katastrophale Situation auslöst, die im schlimmsten Fall zu Massensterben, Massenobdachlosigkeit und Vernichtung von großen materiellen Werten führt.“ (Nussbaumer 1996: 12-13) Nussbaumer, der rein sozialwissenschaftlich nach Opferzahlen klassifiziert, lässt somit einmal die Frage offen, was denn eine Katastrophe an sich sei. Weiters vermittelt er in seiner Definition das Bild, dass die Natur gleichsam über den Menschen hereinbreche. Nun ist es aber der Mensch, der sich im Laufe der Kultivierung der Natur in Bereiche vorwagt, die eben anfällig für extreme Naturgefahren sind: Wer zu nahe am Fluss siedelt, muss Überschwemmungen in Kauf nehmen, wer zu nahe am Berg wohnt, den treffen vielleicht Bergstürze oder Lawinen. Es ist somit nicht die Natur, die für die Katastrophe verantwortlich ist, sondern es ist vielmehr das Empfinden, die Wahrnehmung des Menschen.

Die folgenden Ausführungen sollen dazu dienen, das Umfeld und die Parameter für eine Katastrophewahrnehmung bei extremen Naturereignissen modellhaft herauszuarbeiten. Sie sind so allgemein gefasst, dass sie im Prinzip genauso auch für Naturkatastrophen in der heutigen Zeit, ja auch für technische Katastrophen und andere einschneidende Ereignisse mit schwerwiegenden Auswirkungen für einzelne Menschen, eine Gruppe oder eine ganze Gesellschaft anwendbar sind. Der zweite und dritte Beitrag in diesem Heft enthalten dazu Fallbeispiele.

Geht man auf Denk- und Handlungsmuster von historischen Gesellschaften ein, so stößt man rasch auf den aus der französischen Annales-Schule kommenden Begriff der Mentalität. Peter Dinzelbacher versteht darunter das „Ensemble der Weisen und Inhalte des Denkens und Empfindens, das für ein bestimmtes Kollektiv in einer bestimmten Zeit prägend ist“. Mentalität manifestiere sich in Handlungen (Dinzelbacher 1993: XXI). Menschliches Denken und Handeln war in allen Zeiten von den jeweiligen politischen, religiösen und sozialen Rahmenbedingungen maßgeblich geprägt. Menschen konnten daher nur in diesem Rahmen agieren. Die Rolle des Historikers muss es daher sein, diese Rahmenbedingungen so gut wie möglich mitzubedenken, sich in die „Fremdheit“ von Gesellschaften vergangener Epochen zu begeben.

Es erscheint notwendig, für diese Studie den Begriff „Mentalitäten“ spezifisch einzugrenzen, zumal er in der Forschung häufig sehr unpräzise verwendet wird. Unter „Mentalitäten“ sollen hier in erster Linie Bewusstseinshorizonte verstanden werden, d. h. die Gesamtheit aller Faktoren, die die Möglichkeiten (und damit auch „Un-Möglichkeiten“) des Denkens und Handelns, in unserem Fall besonders der Wahrnehmungen, Deutungen, Bewältigungsstrategien und ganz allgemein die Vorstellungen von Naturkatastrophen, in einer Gesellschaft oder in einzelnen Teilen

derselben maßgeblich beeinflussen (Rohr 2007: 51). Zahlreiche dieser Handlungs- und Denkmuster bleiben, selbst wenn darüber bisweilen von einzelnen Zeitgenossen reflektiert wurde, durch ihre Verinnerlichung nicht bewusst.

Es versteht sich von selbst, dass der Erfassung von „Mentalitäten“ nach dieser Definition gerade für das Mittelalter der Mangel an aussagekräftigen Quellen entgegensteht: Es scheint daher nahe liegend, bei der Erforschung extremer Naturereignisse in vormodernen Gesellschaften nicht von einer „Mentalitätsgeschichte“ zu sprechen, sondern nur von einem mentalitätsbezogenen Zugang, ohne den Anspruch zu erheben, ein befriedigend aussagekräftiges Bild zu mittelalterlichen Mentalitäten aus dem Umgang der Menschen mit Naturkatastrophen ableiten zu können.

Grundsätzlich stellt sich bei Fragestellungen im Sinne einer Mentalitätsgeschichte bzw. einer „Neuen Kulturgeschichte“ das Problem, „das Unsichtbare zu begreifen“, da es um die Erforschung von Themen wie Wahrnehmungs- und Deutungsmustern, Handlungsspielräumen unter den jeweiligen historischen Bedingungen, emotionale Sensibilitäten, das Bewusstsein des einzelnen Menschen und des Kollektivs und ähnliche Themen geht (Vierhaus 1995: 8-9). Quellen sind dabei als „Repräsentationen“ historischer Erfahrung zu sehen, sodass es in der Erforschung von Wahrnehmungen vor allem auch um die Rekonstruktion von Kommunikationszusammenhängen geht, innerhalb derer Quellen zeitgenössisch rezipiert werden. (Tschopp 2005: 55)

Eine Schwierigkeit der Quelleninterpretation besteht auch darin, dass das Niederschreiben, das bildliche Festhalten von persönlich erlebten Eindrücken oder tradierten Nachrichten schon eine erste Reflexion darüber bedeutet, gleichsam schon eine Verarbeitung darstellt. Was in niedergeschriebener Form überliefert ist, stellt somit in jedem Fall eine

Repräsentation von Wahrnehmung dar, die aus einer gewissen Distanz entstand. Der Autor konstruierte daher mit all seinen Kommentaren, seinen Ausschmückungen und Auslassungen bewusst oder unbewusst ein Bild, dessen Dekonstruktion oft nur unzulänglich möglich ist.

Wahrnehmungsmuster und damit auch die Mentalitäten einer Gesellschaft sind zudem a priori heterogen. Es geht daher auch darum, den Blick auf die „Diskontinuitäten“ und „Diskordanzen“ historischer Vorstellungswelten zu werfen (Chartier 1994: 342-343). Eine der wichtigsten Aufgaben einer an der Wahrnehmung orientierten Kulturgeschichte ist es weiters, sich weder ausschließlich auf kollektive Wahrnehmungsmuster zu konzentrieren, wie dies häufig in mentalitätsgeschichtlichen Arbeiten aus der Schule der *Annales* geschah, noch sich allein auf individuelle Wahrnehmungen im Sinne einer *histoire intellectuelle* zu beschränken, um eben diese Heterogenität von Wahrnehmungs- und Deutungsmustern, die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“, ansatzweise zu erfassen (Tschopp 2005: 80).

Kriterien für die Wahrnehmung als Katastrophe

Es ist zudem bemerkenswert, dass der Begriff „Naturkatastrophe“ erst sehr spät und vereinzelt seit dem Ende des 18. Jahrhunderts auftritt. (Poliwoda 2007: 30) Definitionsversuche aus den Natur- und Sozialwissenschaften, die vornehmlich auf extreme Naturereignisse der heutigen Zeit Bezug nehmen, sind für kulturgeschichtliche Annäherungen nur sehr bedingt von Nutzen. Die kulturgeschichtliche Forschungsdiskussion geht heute vor allem in die Richtung, Katastrophen über deren Wahrnehmung, Deutung und Bewältigung zu definieren (Rohr 2007). Eine außergewöhnliche Naturscheinung macht demnach noch keine Katastrophe aus, wenn Menschen davon nicht betroffen sind. Allerdings ist auch eine sehr

hohe oder umgekehrt auch niedrige Zahl der Opfer nicht allein entscheidend, ob Menschen von einer Katastrophe sprechen oder nicht.

Im Folgenden sollen insgesamt sieben Kriterien vorgestellt werden, die allgemein für eine Katastrophenwahrnehmung ausschlaggebend sind (Rohr 2007: 55-62). Im Normalfall müssen zumindest drei bis vier Kriterien in Kombination zutreffen, damit von einer Katastrophe für die betroffenen Menschen die Rede sein kann.

a) Mangel an Hilfskräften

Trifft ein extremes Naturereignis mit voller Wucht auf eine Gruppe von Menschen, so ist in ganz besonderem Maße entscheidend, wie weit Hilfe von außen oder Selbsthilfe schon in der Akutphase, d. h. in den ersten sechs bis acht Stunden nach dem Ereignis, einsetzen kann. Gerade wenn viele Menschen im Unglücksgebiet selbst getötet oder verletzt werden, kommt es zu einer großen Verknappung an Hilfskräften, die etwa Evakuierungen oder andere Formen der Soforthilfe leisten können. Noch heute ist dieser Hilfskräftemangel für Rettungsorganisationen das wichtigste Kriterium, um von einem „Katastropheneinsatz“ zu sprechen.

Tritt während der Akutphase ein eklatanter Mangel an Hilfskräften auf, so hat dies auch einschneidende mittelfristige und langfristige Folgen, nicht zuletzt deswegen, weil dann für Schwerverletzte oft jede Hilfe zu spät kommt. Todesfälle innerhalb einer Familie verursachen dauerhafte Lücken, aus denen ein ständiges Sich-Zurück-Erinnern, eine langfristige Katastrophenwahrnehmung, resultiert.

b) Erklärungsmuster und „soziale Gewissheit“

Der Mensch strebt als „vernunftbegabtes“ Wesen nach Erklärungen. Je nachdem, ob er schlüssige Erklärungen für ein ungewöhnliches Ereignis finden kann oder nicht,

erlangt er Sicherheit – die „soziale Gewissheit“ in der soziologischen Annäherung an Katastrophen – oder er verfällt in Ratlosigkeit, was in der Folge zur Hinwendung zu religiösen oder sonstigen übernatürlichen Deutungsmustern führt. Auch die Schuldzuweisung an andere, vor allem an Außenseiter der Gesellschaft wie Juden, als Hexen diffamierte Frauen oder Fremde ist Ausdruck dieser Unsicherheit, die aus dem Fehlen von Erklärungen resultiert.

Umgekehrt werden extreme Naturereignisse, die sich Menschen erklären können, nur dann als Katastrophe wahrgenommen, wenn sie Ausmaße annehmen, in denen etwa ein Mangel an Hilfskräften eintritt. Das Wissen um die Entstehungsmuster von Überschwemmungen, Hagelschlag oder bestimmten Planetenkonjunktionen nimmt zumindest einen Teil der Unsicherheit.

Auch heute hängen die Fähigkeit, ein Ereignis zu erklären, und Katastrophenwahrnehmung eng zusammen. Zur Veranschaulichung kann meine Beobachtung zu den Flugzeugabstürzen seit dem Jahr 2000 dienen: Jeder Flugzeugabsturz wird zunächst in der medialen Öffentlichkeit zu einer Katastrophe hochstilisiert, obwohl die Opferzahl etwa im Vergleich zu den Verkehrstoten, die täglich auf der Welt zu beklagen sind, äußerst gering ist. Der Grund dafür liegt vermutlich darin, dass die heutige Gesellschaft in ihrem Vertrauen in die Technik zunächst keine Erklärung für den Absturz finden kann. Auffallend ist jedoch, dass technische Katastrophen wie Flugzeugabstürze sofort aus den Schlagzeilen verschwinden, sobald die vermutliche Ursache erklärt werden kann, etwa durch die Auswertung von Flugschreiber und Blackbox. Wird schließlich deutlich, dass es sich um einen Pilotenfehler oder um ein bestimmtes technisches Gebrechen gehandelt hat, bleibt von dem Ereignis rasch – innerhalb von zwei bis drei Tagen – nur mehr die persönliche Katastrophe der betroffenen Angehörigen.

c) Direkte oder indirekte Betroffenheit

Ist jemand von einem extremen Naturereignis direkt betroffen – etwa wenn sein Hab und Gut vernichtet wird oder wenn Personen in seinem Umkreis zu Schaden kommen – dann entsteht für die Überlebenden eine persönliche Katastrophensituation. Es mag daher bei Betroffenen das Bedauern darüber aufgetreten sein, die Katastrophe überlebt zu haben, da die Lebenskatastrophe eigentlich erst danach beginnt. Je mehr Menschen von einem katastrophalen Ereignis betroffen sind, desto größer ist auch die kollektive Katastrophenwahrnehmung innerhalb einer Gesellschaft.

Naturkatastrophen können aber Menschen auch indirekt in große Krisen stürzen: So treffen Überschwemmungen, Hagelgewitter oder Heuschreckenplagen, die große Teile der Ernte vernichten, nicht nur die Bauern vor Ort, sondern die gesamte Gesellschaft, die auf diese Ernteerträge angewiesen ist. Somit gibt es auf die eigentliche Naturkatastrophe häufig eine Folgekatastrophe, die auch Menschen trifft, die vom Naturereignis eigentlich nicht direkt betroffen waren.

Eine weitere Form der indirekten Betroffenheit, allerdings nur in mentaler Hinsicht, herrscht vor, wenn Verwandte, Geschäftspartner oder Klöster des gleichen Ordens von einem vielleicht weit entfernten Naturereignis berührt werden. So ist es zu erklären, dass sich für das Erdbeben von 1348 in Kärnten und Friaul auch Chronisten interessierten, die mit Sicherheit nicht persönlich von den Erdstößen betroffen waren. Der Florentiner Chronist Giovanni Villani bezog sich auf einen Brief, den Kaufleute aus Florenz aus der Unglücksregion nach Hause schickten. Der Dominikaner Heinrich von Herford verfolgte in der norddeutschen Stadt Minden mit höchster Aufmerksamkeit, wie es den Ordensbrüdern in Friesach bei dem Erdbeben ergangen war (Rohr 2007: 133).

Auch heute ist diese indirekte Betroffenheit eines der Hauptkriterien dafür, ob ein Ereignis in den Medien ausführlich rezipiert wird oder nicht. So weckte der verheerende Tsunami im Indischen Ozean im Dezember 2004 vor allem auch deswegen so großes Interesse in Europa, weil sich zahlreiche Touristen unter den Toten und Verletzten befanden. Obwohl die Zahl der toten Europäer im Vergleich zu den Gesamttoten verschwindend gering war, prägte sie die Wahrnehmung als Katastrophe. Umgekehrt ging etwa die große Flut am mittleren Yangtse im Jahr 1998 in den europäischen Medien fast unter, obwohl die Opferzahl eine ähnliche war wie beim Tsunami 2004. In den betroffenen Regionen sind westliche Besucher nach wie vor selten, sodass in Europa keinerlei emotionaler Bezug zum Ereignis aufgebaut wurde. In den chinesischen Medien hingegen war die Yangtse-Flut naturgemäß ein Thema, das sich über viele Monate hinzog und sogar in Dokumentarfilmen verewigt wurde – als Titanenkampf zwischen Mensch und Natur (Kramer 2003: 239-244).

d) Unerwartetheit versus Alltag

Das aus kulturgeschichtlicher Sicht vielleicht wichtigste Kriterium für die Wahrnehmung als Katastrophe ist das unerwartete Eintreten eines elementaren Ereignisses. Kommt eine Naturgewalt – etwa ein Erdbeben, ein Hagelgewitter oder ein Tsunami – so schnell, dass keine Vorwarnung und keine Flucht mehr möglich sind, dann ist der Sachschaden meist gewaltig und auch die Opferzahlen sind deutlich höher als bei einem Ereignis, für das Vorkehrungen getroffen werden können. Ein schweres Unwetter, das einen Gebirgsbach kurzfristig zu einem wilden Strom anschwellen lässt, der entwurzelte Bäume und Geröll mitführt, löst daher mitunter eine größere Katastrophe aus als eine großflächige Überschwemmung, bei der der Wasserspiegel durch Überregnung allmählich steigt.

In diesem Zusammenhang gewinnt der Aspekt der Erfahrung eine zentrale Bedeutung. Wenn Menschen auf der Basis ihrer langjährigen Erfahrungen im Umgang mit demselben Naturereignis ihre Lebensgewohnheiten darauf abstimmen, so bleibt eine Katastrophewahrnehmung weitgehend aus. Zum einen ist die Wahrscheinlichkeit, dass große materielle Schäden und Tote zu beklagen sind, relativ gering, wenn beispielsweise von Lawinen bedrohte Plätze nicht besiedelt werden, sondern nur für Almwirtschaft genutzt werden. Zum anderen können Menschen durch Schutzbauten und andere Vorkehrungen zumindest kleinere und mittlere Naturereignisse so weit abhalten, dass der große Schaden ausbleibt. Auch spielte es eine Rolle, dass sich Menschen ganz bewusst am Fluss niederließen, um die Vorteile des Lebens am Fluss nutzen zu können, und sich dabei aber des Risikos sehr wohl bewusst waren. Im Normalfall passten sie die Bauweise und Raumaufteilung der Häuser an die jeweilige Situation bestmöglich an. Nach dem Modell der „Risikospirale“ werden freilich im Zuge von Innovationen nicht nur Risiken reduziert und neue Produktivität gewonnen, sondern es entstehen auch neue Unsicherheiten, die wiederum erneute Innovationen nötig machen (Sieferle 2006).

Einzelne Gesellschaften können somit bestimmte Naturereignisse durch den repetitiven Umgang in ihren Alltag integrieren (Schmidt 1999: 7-8). Dadurch entsteht ein „natürlicher“ Umgang mit dem Naturereignis, dem zwar stets der Charakter der Bedrohung bzw. Gefahr inhärent ist, dem aber das Wissen über die Bewältigung der Gefahr entgegengesetzt wird. Das Risiko im Umgang mit möglichen Naturereignissen ist wohl überlegt und dosiert, sodass es nur selten zur Katastrophe für die Gesellschaft kommt. Vor allem verliert das Naturereignis den Charakter des Unerwarteten, des Außergewöhnlichen.

Greg Bankoff hat in diesem Zusammenhang den Begriff *cultures of disaster* geprägt (Bankoff 2003), der etwa auch für den Umgang mit Überschwemmungen im Ostalpenraum adaptiert werden kann (Rohr 2007: 279-327).

Arno Borst stellte in seinem programmatischen Aufsatz zum Erdbeben von 1348 die These auf, dass „es dem modernen europäischen Selbstgefühl zutiefst widerstrebe“, Naturkatastrophen, im konkreten Fall Erdbeben, „als dauernde Erfahrung der Gesellschaft und Geschichte anzunehmen“ (Borst 1981: 532). Diese Aussage ist für die heutige Zeit sicher richtig, da die moderne westliche Gesellschaft etwa nach der Begradigung der Flüsse außergewöhnliche Naturereignisse weitgehend verdrängt hat. Kleinere und mittlere Überschwemmungen sind durch die Flussverbauungen nicht mehr spürbar, so dass der Mensch den „Kontakt“ zur Natur verloren hat. Jedes Naturereignis, das die technischen Eindämmungsmaßnahmen durchbricht, muss somit unerwartet kommen und führt daher rasch zu einer Katastrophewahrnehmung. An dieser Einstellung manifestiert sich aber auch sehr deutlich, wie „fremd“ uns vormoderne „Risikokulturen“ heute sind.

e) Häufung schwerer Naturereignisse in kurzer Zeit

Ein einzelnes extremes Naturereignis ließ sich in vormodernen Gesellschaften zumeist noch einigermaßen bewältigen, so dass es nicht sogleich zu einer Katastrophewahrnehmung kam. Wenn aber mehrere Naturgewalten innerhalb kurzer Zeit wirksam wurden oder aufgrund des ersten Naturereignisses eine Kettenreaktion entstand, war die Gesellschaft so geschwächt, dass das nachfolgende Ereignis, obwohl es vielleicht objektiv gesehen weniger stark war als das erste, deutlich katastrophalere Auswirkungen zeigte. Dies trifft besonders für aufeinanderfolgende Überschwemmungen:

Die Menschen befinden sich im Wiederaufbau, der Boden ist durch die vorangegangene Überschwemmung gesättigt und kann noch nicht viel Wasser aufnehmen, die finanziellen Ressourcen sind erschöpft. Die Folge sind vielfach totale Ernteausfälle, die notgedrungen auch im Folgejahr zu Engpässen bei der Nahrungsvorsorgung führen, weil das Saatgut fehlt. Verhängnisvoll sind daher Serien von Überschwemmungen im Zweijahresabstand, die in den jeweils darauf folgenden Jahren Hungersnöte hervorrufen.

f) Symbolische Konnotationen

Ein Naturereignis muss in der vormodernen Gesellschaft nicht unbedingt materiellen Schaden anrichten, wie dies heute für eine Katastrophe konstitutiv ist, sondern kann auch durch seinen Symbolgehalt ein Katastrophenszenario auslösen. Dies gilt vor allem für Ereignisse, die im Sinne der Bibel hinweisenden Charakter auf das Jüngste Gericht oder zumindest auf eine Strafe Gottes haben. Dazu zählen etwa Heuschreckenplagen, Erdbeben und vor allem auch kosmische Zeichen wie Kometenerscheinungen und Sonnenfinsternisse, die als Vorzeichen (Prodigien) gedeutet wurden. Schon allein die Angst vor dem, was nach dem Zeichen noch kommen werde, war ausschlaggebend dafür, dass die Menschen ausführlich in den Quellen davon berichteten und damit einen ersten Schritt der Katastrophengewältigung setzten. Auch in diesem Punkt erscheinen das Spätmittelalter und die Frühe Neuzeit als „fremde“ Zeiten: Eine Schadensflut war mitunter im Denken der Menschen gar keine Katastrophe, das Erscheinen des Kometen hingegen schon.

g) Allgemeine Krisenstimmung

Die Wahrnehmung extremer Naturereignisse als Katastrophe ist schließlich auch in Zeiten intensiver, die allgemein als Krisen zu

bezeichnen sind. Die so genannte „Kleine Eiszeit“ (Glaser 2001: 181-182; Behringer 2007: 119-121) erreichte um 1570 ihren ersten Tiefpunkt – mitten in der konfessionellen Auseinandersetzung zwischen katholischer, protestantisch-lutherischer und reformiert-calvinistischer Kirche. Gerade für die Jahre um 1570 lesen wir von besonders vielen Naturkatastrophen. Diese Häufung mag zum einen ein Zufall, zum anderen auch tatsächlich klimatisch bedingt sein; in jedem Fall aber war auch die Sensibilität der Menschen für die Zeichen der Natur bzw. Gottes deutlich höher. Eine ähnliche Phase allgemeiner Krisenhaftigkeit bilden die 1330er- und 1340er-Jahre. Es war somit klar, dass etwa der Komet des Jahres 1337 in ganz Europa intensiv beobachtet wurde.

In den meisten jüngeren Studien zum Wesen von Katastrophen spielen die Faktoren Gefahr, Risiko und Vulnerabilität eine wichtige Rolle bei der Abwägung, ob im konkreten Fall von einer Katastrophenwahrnehmung gesprochen werden muss (Alexander 2000: 10-20; Plate/Merz/Eikenberg 2001: 14-19). Dabei wird unter „Naturgefahr“ vornehmlich die unberechenbare Bedrohung durch Natur verstanden, während das „Naturrisiko“ die bewusst eingegangene Beziehung meint, bei der der Mensch abschätzt, wie weit er sich der Naturgewalt nähert. Vulnerabilität umschreibt schließlich die potenzielle „Verletzung“ einer Gesellschaft durch ein extremes Naturereignis, bezogen auf die wirtschaftliche Basis, das soziale Gefüge, den aktuellen Deutungsdiskurs, etc. Je mehr eine Gesellschaft nun zu einer *culture of disaster* neigt, umso obsoleter wird das Konzept der Vulnerabilität, da ja das ständig wiederkehrende Naturereignis den Alltag nicht unterbricht, sondern im Gegenteil zum Bestandteil desselben wird (Bankoff 2003: 182-183).

Deutungsmuster im Rahmen extremer Naturereignisse

Bei den Deutungsmustern lassen sich in vormodernen Gesellschaften vor allem zwei Gruppen voneinander scheiden. Im einen Fall fehlt für die Menschen eine schlüssige, auf Naturerfahrung beruhende Antwort, sodass religiöse oder magische Deutungen zur Anwendung kommen, die in vielen Fällen eine moralisierende Komponente aufweisen. Extreme Naturereignisse werden demgemäß als Zeichen Gottes zur Umkehr oder als Strafe gedeutet – oder zumindest als Manifestation der göttlichen Allmacht. Im anderen Fall suchen die Menschen nach natürlichen Erklärungen. Diese schöpfen sie zum einen aus tradiertem Wissen – wobei dieses zumeist nur den gebildeten Schichten zur Verfügung steht – oder aus der langjährigen Erfahrung im Umgang mit Naturphänomenen.

Der scheinbare Gegensatz dieser beiden Deutungsmodelle bestand für die Menschen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit nicht. Die Gleichzeitigkeit eines Glaubens an ein Eingreifen Gottes schloss nicht aus, sich Gedanken über die natürlichen Ursachen eines extremen Naturereignisses zu machen. Ob die eine oder andere Seite überwog, hing in der Regel davon ab, wie vertraut die Menschen einer Gemeinschaft mit den drohenden Naturgewalten waren.

a) Biblisch-theologische Deutungsmuster

Das gesamte Mittelalter, besonders aber auch die Frühe Neuzeit, wären ohne ständige Bezugnahme auf die Schriften des Alten und Neuen Testaments nicht denkbar. Jeder und jede Gebildete erlernte Latein an der Lektüre der Bibel, der Kirchenväterliteratur oder sonstiger erbaulicher Schriften – und erst danach an den lateinischen Klassikern der Antike. Der des Lesens unkundige Großteil der Bevölkerung bekam die Bibel

und die Viten der Heiligen durch ein umfassendes Bildprogramm beim Besuch der Messe vermittelt. Es war daher praktisch unmöglich, nicht in den Worten und Bildern der Bibel zu denken.

Naturkatastrophen sind auch in der Bibel mehrfach erwähnt, wobei eine Konzentration auf einige Bücher feststellbar ist: die Sintflut im Buch Genesis, die zehn ägyptischen Plagen im Buch Exodus, die düsteren Schreckensbilder im Buch Joel und bei anderen Propheten und vor allem das Buch vom Jüngsten Gericht, die Offenbarung des Johannes. Deckte sich das Wissen um die Naturkatastrophen in der Bibel mit der konkreten Erfahrung, etwa einer Heuschreckenplage, so lag eine Deutung als Strafe Gottes oder Vorzeichen auf das Jüngste Gericht nahe. Umgekehrt boten Überschwemmungen durch Flüsse oder Lawinenabgänge kaum Möglichkeiten zu Assoziationen mit der Bibel.

Die Durchdringung der mittelalterlichen Lebenswelt mit dem Christentum und der kirchlichen Ordnung führt direkt zu einem der am meisten verbreiteten Klischees, dass nämlich das „finstere Mittelalter“ in allem ein Wirken Gottes gesehen und extreme Naturereignisse daher stets als göttliche Strafe oder Prüfung gedeutet habe. In der von derartigem „Aberglauben“ freien Zeit der Renaissance habe sich dann schließlich ein anthropozentrisches Weltbild durchgesetzt.

So paradox es vielleicht auf den ersten Blick erscheinen mag, in der Realität verhält es sich offensichtlich genau umgekehrt – ein Phänomen, das auch aus der Hexereiforschung bekannt ist: Während sich hartnäckig die Meinung hält, dass es sich dabei vornehmlich um eine typisch mittelalterliche Erscheinung gehandelt habe, so lässt sich heute eindeutig nachweisen, dass der Großteil der Hexenverfolgungen im 16. und 17. Jahrhundert passierte. Gerade das Spätmittelalter wandte trotz der zahlreichen Seuchen und Naturka-

tastrophen ausgesprochen selten Strafe-Gottes-Deutungsmuster an oder erwähnte sie zumindest in den Quellen nur selten. Diese kamen hingegen in Italien im 14. und 15. Jahrhundert wieder vermehrt auf und breiteten sich um 1500 auch auf den deutschsprachigen Raum aus.

Ein Proponent bei der Verbreitung dieses neuen Deutungsmusters war Martin Luther. Er vertrat in seiner Genesisvorlesung, die im protestantischen Bereich zum Leitfadens für die Auslegung des Schöpfungsberichts wurde, die Ansicht, dass mit dem Sündenfall Adams auch die Natur von Gott verflucht worden sei. Alle Kreaturen, ja sogar Sonne und Mond erscheinen seitdem so, als seien sie in einen Sack hineingesteckt worden. Gottes Schöpfung sei somit zu einer *corrupta natura* geworden, die durch die Sintflut noch weiter verwüstet worden sei. Durch die Sünden der Menschen schreite diese Naturzerstörung immer weiter voran; Frost, Unwetter und Erdbeben seien die Folge. Da sich die Sünden der Menschen immer mehr anhäuferten, würden auch die Strafen dafür stetig anwachsen (Rohr 2007: 63-64).

Luthers eschatologische Weltansicht führte somit dazu, dass der Mensch vor der Natur Angst haben müsse, da sie als Sündenspiegel ihn immer an seine Schuldhaftigkeit erinnere. Naturkatastrophen und ominöse Naturerscheinungen standen dabei in einem „proportionalen Verhältnis“ zum Ausmaß der Sünde (Kempe 2000: 164-165). Überlebte der Mensch sie, so waren sie Zeichen, um ihm eine Gnadenfrist für Umkehr und Buße zu gewähren. Die Natur hatte somit Zeichencharakter und wurde zu einem „Ort der Kommunikation und Interaktion zwischen Gott und Mensch“ (Mauelshagen 1998: 111-112). Sicherheit und Stabilität konnte diese Natur nach Luther nicht gewähren, auch nicht infolge von Umkehr und Buße. Die Naturfurcht musste schon allein deswegen bestehen bleiben, weil sie direkt zur Gottesfurcht führte.

b) Naturbezogene Erklärungsmuster

Der Mensch des Mittelalters sah sich als Teil der Natur. Darin liegt vielleicht einer der wesentlichsten Unterschiede zum Menschen der Moderne, der sich – im biblischen Sinne! – die Erde untertan gemacht hat. Aus diesem vormodernen Naturverständnis resultiert nicht nur eine auf Naturgefahren bedachte Lebensform, sondern auch ein Interesse an der Natur, ein Bedürfnis, die Natur und ganz besonders die außergewöhnlichen Naturphänomene zu begreifen und zu deuten.

Die Suche nach dem Wesen von Naturerscheinungen begann mit den griechischen Naturphilosophen, deren Werke allerdings nur bruchstückhaft über Zitate erahnt werden können, die zumeist bei Aristoteles, dem mit Sicherheit einflussreichsten griechischen Philosophen und Naturwissenschaftler, überliefert sind; Aristoteles schuf damit die Basis eines Naturwissens für viele Jahrhunderte. Im Zentrum seiner Welterklärung stand das Modell einer Erdkugel, die im Inneren mit Gasen oder Dämpfen, dem Pneuma, gefüllt sei. Dieses könne sich auch verdichten und schließlich durch Ritzen in der Erdkruste nach oben steigen. Damit werde das Pneuma verantwortlich für Erdbeben, Vulkanausbrüche oder die Verbreitung von Seuchen (Oeser 2003: 13-16).

Über den älteren Plinius gelangte das aristotelische Naturbild auch zu den Römern. Seine umfangreiche *Naturalis historia* fasste im dritten Viertel des 1. Jahrhunderts n. Chr. das antike Wissen zusammen. Die Themen bei Plinius reichen von Edelsteinen über die gesamte Zoologie und Botanik bis hin zu den Naturkatastrophen. Schließlich war es der gelehrte Bischof Isidor von Sevilla (um 660-736), der mit seiner Enzyklopädie *Etymologiae* gewährleistete, dass das antike Wissen in jedem Kloster weiter tradiert wurde. Als man schließlich in der Scholastik die Schriften des Aristoteles neu „entdeckte“, wurde auch seine

Pneuma-Theorie uneingeschränkt übernommen; sie behielt bis ins 17. Jahrhundert weitgehend Gültigkeit. Ein Umdenken in Bezug auf die Erklärung von Erdbeben und Vulkanausbrüchen erfolgte erst im 18. Jahrhundert im Sinne der Aufklärung, doch hielten sich auch damals lange parallel naturwissenschaftlich und theologisch dominierte Erklärungsmuster (Jakubowski-Tiessen 1992; Schmidt 1999).

Der wissenschaftliche Diskurs um die Pneuma-Lehre des Aristoteles hatte naturgemäß keine Breitenwirkung, doch flossen diese Ideen schließlich in die Naturgeschichte Konrads von Megenberg ein. In seinem 1349 entstandenen „Buch der Natur“ versuchte er das naturkundliche Gedankengut der Antike und der Scholastik in anschaulichen Bildern einem breiteren (Lese-)Publikum zu vermitteln. Aufgrund der starken Rezeption dieser ersten „Naturgeschichte in deutscher Sprache“ sowie der zahlreichen Übersetzungen kann davon ausgegangen werden, dass Konrads Ausführungen relativ vielen Menschen zugänglich waren. Im „Buch der Natur“ finden sich auch ausführliche Abhandlungen über Kometen, Erdbeben oder Witterungsphänomene.

Der Großteil der Gesellschaft war auf eine reine Beobachtung der Natur angewiesen. Besonders die ländliche Bevölkerung schöpfte ihr Naturwissen rein aus der Erfahrung. Damit war eine zumeist genaue Kenntnis derjenigen Naturereignisse gegeben, die im Lebensalltag immer wieder eintraten und somit schon fast selbst zum Alltag wurden. Religiöse Interpretationen waren in diesem Zusammenhang meist nicht nötig (Rohr 2007: 64-65).

Formen der Bewältigung von extremen Naturereignissen

Neben der Wahrnehmung und der Deutung spielt auch die Art der Bewältigung eine entscheidende Rolle für den Umgang mit extremen Naturereignissen. Wenn eine Gesell-

schaft zuverlässige Bewältigungsstrategien entwickeln kann, verliert die Naturgewalt an Bedrohlichkeit. Umgekehrt steigt im Sinne einer soziologischen Terminologie die „soziale Gewissheit“ des einzelnen Individuums und der gesamten Gesellschaft.

Von einer aktiven Form der Bewältigung ist freilich die Verdrängung des möglichen Eintretens einer Naturkatastrophe zu unterscheiden, wie dies gerade in der heutigen Zeit anzutreffen ist. So haben Flussbegradigungen und hohe Schutzdämme die Angst vor dem Hochwasser selbst an den Flüssen genommen, die in vergangenen Zeiten fast jedes Jahr Hochwasser führten; eine gewisse Sorglosigkeit der Anrainer machte sich breit. Als dann 2002 im Ostalpenraum und vielen anderen Teilen Mitteleuropas eine Überschwemmung hereinbrach, wie sie nur alle 50 Jahre vorkommt – die letzten Male davor stieg die Donau 1899 und 1954 auf ähnliche Pegelstände – war die Überraschung groß: Viele Häuser, etwa an der unteren Salzach oder entlang der Donau im oberösterreichischen Machland, waren seit dem letzten großen Hochwasser in Gebieten errichtet worden, die potenzielle Gefahrenzonen darstellten.

Den Menschen in vormoderner Zeit war ein Denken nach dem Motto „Es wird schon nichts passieren“ völlig fremd: Auch bei gezielter Vorsorge, nach der Errichtung von Schutzbauten oder durch die Vermeidung besonders gefährdeter Siedlungsplätze, herrschte wohl das Bewusstsein vor, dass man den Naturgewalten ständig ausgeliefert sei. Die Frage nach der Bewältigung von extremen Naturereignissen in solchen Gemeinschaften muss daher immer von einer gewissen „mentalenen Katastrophenbereitschaft“ ausgehen.

a) Gezielte Vorsorge

Seit den Frühen Hochkulturen an den großen Flüssen Nordafrikas,

Vorderasiens und im Fernen Osten spielte das Leben am und mit dem Fluss eine entscheidende Rolle. Der Fluss war einerseits durch die Ablagerung fruchtbaren Schlammes auf den Feldern sowie als Verkehrsweg und als Energiequelle Quelle des Wohlstands, doch andererseits stets eine Bedrohung, wenn Überschwemmungen stärker ausfielen als gewohnt. Es zeigt sich bei allen „Flusskulturen“, dass sich im Umgang mit dem Wasser spezielle Techniken des Uferschutzes entwickelten, dass die Bauweise der nahe am Fluss gelegenen Siedlungen an die häufigen Überschwemmungen angepasst und dass auch Vorsorge getroffen wurde, genügend Nahrungsmittel und Rohstoffe vorrätig zu haben, wenn die gewohnten Versorgungslinien durch die Flut abgeschnitten waren. Dies trifft auch für die Menschen zu, die an den Flüssen im österreichischen Alpenvorland lebten.

Eine weitere Form gezielter Vorsorge ist die Vermeidung besonders gefährdeter Siedlungsplätze. Dabei konnten im Einzelfall auch Erfahrungswerte zur Verlegung eines ganzen Dorfes oder Marktes führen. Freilich standen der uneingeschränkten Absiedelung im Mittelalter und am Beginn der Neuzeit die feudalen Strukturen entgegen, die es Grundholden nicht erlaubten, einfach den eigenen Hof aufzugeben und sich anderswo an sicherer Stelle niederzulassen. Ortsverlegungen fanden daher fast nur innerhalb einer Grundherrschaft statt, d. h. im Umkreis von wenigen Kilometern. Im Normalfall waren die Menschen hingegen gezwungen, ihre Lebensweise an die Naturgefahren anzupassen.

b) Strategien zur materiellen Bewältigung der Schäden

Wie sehr eine Naturgewalt Schaden im Sinne des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Denkens anrichten konnte, hing in erster Linie von der Vulnerabilität, der „Verwundbarkeit“ der Gesellschaft, ab.

Hatte eine Gemeinschaft kleinere und mittlere Schäden etwa durch Hochwasser oder Lawinenabgänge als „Normalität“ in ihr Leben integriert, so bedeutete dies wohl nicht mehr als einen „natürlichen Ausfall an Ertrag“, ähnlich wie beim Getreideanbau ein Teil der Saat nicht aufgehen kann. In wirtschaftlicher Hinsicht waren derartige Verluste offenbar schon fix einkalkuliert, wie etwa die Abrechnungen des Welser Bruckamts zeigen, das für die ständige Reparatur der örtlichen Brücke zuständig war (Rohr 2007: 308-313).

Erst der Extremfall, das unerwartet hohe Schadensausmaß, zwang „Risikokulturen“, bei der Bewältigung der Schäden nach Solidarität innerhalb der Gemeinschaft und von außerhalb zu suchen. Bei notwendigen Evakuierungen waren Nachbarschaftshilfe oder eine Beherbergung der Obdachlosen in der Umgebung offenbar selbstverständlich, zumindest innerhalb einer Grundherrschaft. War hingegen Hilfe über die grundherrschaftlichen Grenzen hinaus notwendig, so musste die übergeordnete Instanz, etwa der Landesfürst, eine gegenseitige Hilfe „von oben verordnen“ (Rohr 2007: 283-286).

Landesfürsten und andere übergeordnete Stellen waren in der Regel auch die ersten Ansprechpartner für die Gewährung von externer Hilfe. Zumeist waren es Bitten um günstige Darlehen für den Wiederaufbau, um den Erlass von Steuern und anderen Abgaben für einen bestimmten Zeitraum oder um „protektionistische Maßnahmen“, etwa das Verbot der Ausfuhr von Getreide aus einem von Überschwemmungen betroffenen Land. Solidarität im Sinne einer überregionalen Hilfe innerhalb der Bevölkerung eines Landes, etwa durch Geld- und Hilfsmittelspenden, kam erst relativ spät auf: Kollekten sind ab dem 14./15. Jahrhundert am Oberrhein belegt, für den Ostalpenraum jedoch erst deutlich später (Rohr 2007: 158). Spendenaufrufe in großem Stil,

wie sie Christian Pfister und seine Mitarbeiter in den letzten Jahren für die Schweiz herausgearbeitet haben, scheinen überhaupt erst ein Phänomen der Zeit ab dem späten 18. Jahrhundert darzustellen (Pfister 2002; Pfister/Summermatter 2004; Poliwoda 2007: 77-80).

c) Mentale Bewältigungsmuster

Die Bewältigung von katastrophalen Naturereignissen erfolgt stets auch im nicht materiellen Bereich. Dabei ging es zum einen um Trost, zum anderen um die Sinnsuche. Im religiösen Bereich wurden etwa Bitt- oder Dankprozessionen abgehalten, aber auch Umgänge, die beispielsweise Schädlinge von den Feldern

bannen sollten. Ebenso wurden mancherorts Votivtafeln errichtet, die z. B. an schwere Lawinenabgänge erinnerten. Bei derartigen Bewältigungsstrategien lassen sich zudem regionale und zeitliche Unterschiede feststellen: Prozessionen sind vor allem für den Tiroler Raum belegt, ebenso Votivtafeln, während diese östlich davon relativ selten zu finden sind. Außerdem – und das liegt wohl nur zum Teil an der Überlieferungslage – nahm die Tendenz zu derartigen religiösen Antworten auf die Katastrophe seit dem Ende des 15. Jahrhunderts signifikant zu, um zwischen dem späten 16. und dem frühen 18. Jahrhundert, also während der „Kleinen Eiszeit“, ihren Höhepunkt zu erreichen.

Im Rahmen der mentalen Bewältigung spielt auch die Memoria, das bewusste Sich-Erinnern an das Extremereignis, eine entscheidende Rolle. Dies reichte zum einen in den Bereich der Vorsorge, hatte aber zum anderen vor allem die Funktion eines *memento naturae*. So wurden Hochwassermarken und sonstige Gedenktafeln angebracht oder die Erinnerung an das letzte Katastrophenereignis in der mündlichen Tradition über viele Jahrzehnte weitergegeben. Auch das Niederschreiben bzw. Abbilden der Katastrophe stellte eine Form der Bewältigung dar, die auf die Memoria abzielte.

LITERATUR

- D. ALEXANDER, *Confronting catastrophe. New perspectives on natural disasters*. Oxford 2000.
- P. ALEXANDRE, *Le Climat en Europe au Moyen Age. Contribution à l'histoire des variations climatiques de 1000 à 1425, d'après les sources narratives de l'Europe occidentale (Recherches d'histoire et des sciences sociales 24)*. Paris 1987.
- G. BANKOFF, *Cultures of Disaster. Society and Natural Hazard in the Philippines*. London-New York 2003.
- W. BEHRINGER, *Kulturgeschichte des Klimas. Von der Eiszeit bis zur globalen Erwärmung*. München 2007.
- J. BERLIOZ, *Catastrophes naturelles et calamités au Moyen Age (Micrologus' Library 1)*. Turnhout 1998.
- J. BERLIOZ/G. QUENET, *Les catastrophes: définitions, documentation*, in: R. Favier/A. M. Granet-Abisset (Hg.), *Histoire et Mémoire des risques naturels. Actes du séminaire international Histoire et Mémoire des risques naturels en région de montagne, 25-26 Novembre 1999*. Grenoble 2000, 19-38.
- R. BRÁZDIL/O. KOTYZA, *History of Weather and Climate in the Czech Lands, Bd. 1: Period 1000–1500 (Zürcher Geographische Schriften 62)*. Zürich 1995.
- R. BRÁZDIL u. a., *History of Weather and Climate in the Czech Lands, Bd. 6: Strong Winds*. Brno 2004.
- R. BRÁZDIL u. a., *History of Weather and Climate in the Czech Lands, Bd. 7: Historical and Recent Floods in the Czech Republic*. Brno-Praha 2005.
- R. BRÁZDIL (Hg.), *Historical Hydrology (Hydrological Sciences Journal, Special Issue 51, 5)*. Wallingford, Oxfordshire 2006, 733-985.
- P. BURKE, *Was ist Kulturgeschichte?* Frankfurt am Main 2005.
- L. J. CARR, *Disaster and the Sequence-Pattern Concept of Social Change*, in: *American Journal of Sociology* 38 (1932), 207-218.
- R. CHARTIER, *Die Welt als Repräsentation*, in: M. Middell/St. Sammler (Hg.), *Alles Gewordene hat Geschichte. Die Schule der ANNALES in ihren Texten 1929–1992. Mit einem Essay von Peter Schöttler*. Leipzig 1994, 320-347.
- L. CLAUSEN/W. R. DOMBROWSKY, *Einführung in die Soziologie der Katastrophen (Zivilschutz-Forschung. Schriftenreihe der Schutzkommission beim Bundesminister des Innern 14)*. Bonn 1983.
- L. CLAUSEN/E. M. GEENEN/E. MACAMO (Hg.), *Entsetzliche soziale Prozesse. Theorie und Empirie der Katastrophen (Konflikte, Krisen und Katastrophen – in sozialer und kultureller Sicht / Conflicts, Crises and Catastrophes – The Sociological and Cultural Approach 1)*. Münster 2003.
- U. DANIEL, *Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselworte*. Frankfurt am Main 2001.
- P. DINZELBACHER (Hg.), *Europäische Mentalitätsgeschichte. Hauptthemen in Einzeldarstellungen (Kröners Taschenausgabe 469)*. Stuttgart 1993.
- R. VAN DÜLMEN, *Historische Anthropologie. Entwicklung, Probleme, Aufgaben*. Köln-Weimar-Wien 2000.
- ECOS – *Earthquake Catalog of Switzerland*: <http://histserver.ethz.ch> (zuletzt abgerufen am 9. Mai 2008).
- L. FEBVRE, *La terre et l'évolution humaine. Introduction géographique à l'histoire*. Paris 1922, Nachdruck 1970.

- M. FRISCH, *Der Mensch erscheint im Holozän. Eine Erzählung* (Max Frisch, Gesammelte Werke in zeitlicher Reihenfolge 7). Frankfurt am Main 1986, S. 205–300 [erstmalig erschienen als Einzeltitel Frankfurt 1979, zitiert wird nach der Ausgabe 1986].
- R. GLASER, *Klimageschichte Mitteleuropas. 1000 Jahre Wetter, Klima, Katastrophen*. Darmstadt 2001.
- W. GÖRLICH/E. TAUSCHE/R. WURZER, *Das große Erdbeben zu Villach Anno 1348*. Villach 1948.
- D. GROH/M. KEMPE/F. MAUELSHAGEN, Einleitung. Naturkatastrophen – wahrgenommen, gedeutet, dargestellt, in: dies. (Hg.), *Naturkatastrophen. Beiträge zu ihrer Deutung, Wahrnehmung und Darstellung in Text und Bild von der Antike bis ins 20. Jahrhundert* (Literatur und Anthropologie 13). Tübingen 2003, 11–33.
- D. GROH, *Zur Anthropologie von Naturkatastrophen*, in: J. Schläder/R. Wohlfarth (Hg.): *AngstBilderSchauLust. Katastrophenerfahrungen in Kunst, Musik und Theater*. Berlin 2007, 9–26.
- E. GUIDOBONI/A. COMASTRI, *Catalogue of earthquakes and tsunamis in the Mediterranean area from the 11th to the 15th century*, Bologna/Roma 2005.
- R. GUTDEUTSCH/Ch. HAMMERL/I. MAYER/K. VOCELKA, *Erdbeben als historisches Ereignis. Die Rekonstruktion des Bebens von 1590 in Niederösterreich*. Berlin-Heidelberg-New York 1987.
- M. JAKUBOWSKI-TIESEN, *Sturmflut 1717. Die Bewältigung einer Naturkatastrophe in der Frühen Neuzeit* (Ancien Régime. Aufklärung und Revolution 24). München 1992.
- M. KEMPE, Von „lechenden Flammen“, „geflügelten Drachen“ und anderen „Lufft=Geschichten“. Zur Neutralisierung der Naturfurcht in populärwissenschaftlichen Druckmedien der Frühaufklärung, in: F. Mauelshagen/B. Maurer (Hg.), *Medien und Weltbilder im Wandel der Frühen Neuzeit* (Documenta Augustana 5). Augsburg 2000, 155–178.
- St. KRAMER, *Kultur und Katastrophen und die Katastrophen der Kultur. Die chinesische Fernsehdokumentation Juesheng*, in: Di. Groh/M. Kempe/F. Mauelshagen (Hg.), *Naturkatastrophen. Zu ihrer Wahrnehmung, Deutung und Darstellung von der Antike bis ins 20. Jahrhundert* (Literatur und Anthropologie 13). Tübingen 2003, 327–344.
- A. LANDWEHR/ST. STOCKHORST, *Einführung in die Europäische Kulturgeschichte* (UTB Wissenschaft 2562). Paderborn-München-Wien-Zürich 2004.
- J. LE GOFF, *Neue Geschichtswissenschaft*, in: J. Le Goff/R. Chartier/J. Revel (Hg.), *Die Rückeroberung des historischen Denkens. Grundlagen der Neuen Geschichtswissenschaft. Aus dem Französischen von Wolfgang Kaiser*. Frankfurt am Main 1990, 11–61.
- H. LEHMANN (Hg.), *Wege zu einer neuen Kulturgeschichte*. Göttingen 1995.
- E. LEROY LADURIE, *Histoire du climat depuis l’an mil*. Paris 1967, ²1983.
- E. LEROY LADURIE, *Histoire humaine et comparée du climat, Bd. 1: Canicules et glaciers XIIIe-XVIIIe siècles*. Paris 2004.
- Ch. LUTTER/M. REISENLEITNER (Hg.), *Cultural Studies. Eine Einführung*. Wien ³2001.
- Ch. LUTTER/M. SZÖLLÖSI-JANZE/H. UHL (Hg.): *Kulturgeschichte. Fragestellungen, Konzepte, Annäherungen* (Querschnitte. Einführungstexte zur Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte 15). Wien 2004.
- F. MAUELSHAGEN, *Illustrierte Kometenflugblätter in wahrnehmungsgeschichtlicher Perspektive*, in: W. Harms/M. Schilling (Hg.), *Das illustrierte Flugblatt in der Kultur der Frühen Neuzeit. Wolfenbütteler Arbeitsgespräch 1997* (Mikrokosmos. Beiträge zur Literaturwissenschaft und Bedeutungsforschung 50). Frankfurt am Main u. a. 1998, 101–136.
- M. MAURER, *Alte Kulturgeschichte – Neue Kulturgeschichte?*, in: *Historische Zeitschrift* 280/2 (2005), 281–304.
- D. NEUMANN, *Lage und Ausdehnung des Dobratschbergsturzes von 1348*, in: *Neues aus Alt-Villach. Jahrbuch des Museums der Stadt Villach* 25 (1988), 69–77.
- W. NEUMANN, *Eine neue Nachricht über das Erdbeben und die Pest von 1348 in Villach*, in: *Neues aus Alt-Villach. Jahrbuch des Museums der Stadt Villach* 7 (1971), 75–87 [wiederabgedruckt in: *Bausteine zur Geschichte Kärntens. Festgabe für Wilhelm Neumann zum 70. Geburtstag* (Das Kärntner Landesarchiv 12). Klagenfurt 1985, 67–77].
- W. NEUMANN, *Zu den Folgen des Erdbebens von 1348, 1. Teil: in Villach*, in: *Neues aus Alt-Villach. Jahrbuch des Museums der Stadt Villach* 24 (1987), 25–39 [wiederabgedruckt in: *Neue Bausteine zur Geschichte Kärntens. Festgabe für Wilhelm Neumann zum 80. Geburtstag* (Das Kärntner Landesarchiv 20). Klagenfurt 1995, 87–100].
- W. NEUMANN, *Zu den Folgen des Erdbebens von 1348, 2. Teil: im Gailtal bei Arnoldstein*, in: *Neues aus Alt-Villach. Jahrbuch des Museums der Stadt Villach* 25 (1988), 9–68 [wiederabgedruckt in: *Neue Bausteine zur Geschichte Kärntens. Festgabe für Wilhelm Neumann zum 80. Geburtstag* (Das Kärntner Landesarchiv 20). Klagenfurt 1995, 101–157].
- J. NUSSBAUMER, *Die Gewalt der Natur. Eine Chronik der Naturkatastrophen von 1500 bis heute*. Grünbach 1996.
- E. OESER, *Historische Erdbebentheorien von der Antike bis zum Ende des 19. Jahrhunderts* (Abhandlungen der Geologischen Bundesanstalt Wien 58). Wien 2003.
- G. OSSIMITZ/Ch. LAPP, *Katastrophen – systemisch betrachtet*, in: *Katastrophen in Natur und Umwelt* (Wissenschaft und Umwelt interdisziplinär 10). Wien 2006, 55–66.
- Ch. PFISTER, *Klimageschichte der Schweiz 1525–1860. Das Klima der Schweiz und seine Bedeutung in der Geschichte von Bevölkerung und Landwirtschaft*. Bern 1984.
- Ch. PFISTER, *Wetternachhersage. 500 Jahre Klimavariationen und Naturkatastrophen (1496–1995)*. Bern-Stuttgart-Wien 1999.
- Ch. PFISTER, *Klimawandel in der Geschichte Europas. Zur Entwicklung und zum Potenzial der Historischen Klimatologie*, in: E. Landsteiner (Hg.), *Klima Geschichten* (Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 12, 2). Wien 2001, 7–43.

- Ch. PFISTER, Naturkatastrophen und Naturgefahren in geschichtlicher Perspektive, in: ders. (Hg.), Am Tag danach. Zur Bewältigung von Naturkatastrophen in der Schweiz 1500–2000. Bern-Stuttgart-Wien 2002, 11–25.
- Ch. PFISTER/ST. SUMMERMATTER (Hg.), Katastrophen und ihre Bewältigung. Perspektiven und Positionen. Referate einer Vorlesungsreihe des Collegium generale der Universität Bern im Sommersemester 2003. Bern-Stuttgart-Wien 2004.
- E. J. PLATE/B. MERZ/CH. EIKENBERG, Naturkatastrophen: Herausforderung an Wissenschaft und Gesellschaft, in: E. J. Plate/B. Merz (Hg.), Naturkatastrophen. Ursachen – Auswirkungen – Vorsorge. Stuttgart 2001, 1–45.
- G. POLIWODA, Aus Katastrophen lernen. Sachsen im Kampf gegen die Fluten der Elbe 1784–1845. Köln-Weimar-Wien 2007.
- Ch. ROHR, Extreme Naturereignisse im Ostalpenraum. Naturerfahrung im Spätmittelalter und am Beginn der Neuzeit (Umwelthistorische Forschungen 4). Köln-Weimar-Wien 2007.
- A. SCHMIDT, „Wolken krachen, Berge zittern, und die ganze Erde weint ...“ Zur kulturellen Vermittlung von Naturkatastrophen in Deutschland 1755 bis 1855. Münster-New York-München-Berlin 1999.
- R. P. SIEFERLE, Die Risikospirale, in: Katastrophen in Natur und Umwelt (Wissenschaft und Umwelt interdisziplinär 10). Wien 2006, 157–166.
- R. SPRANDEL, Mentalitäten und Systeme. Neue Zugänge zur mittelalterlichen Geschichte. Stuttgart 1972.
- J. TANNER, Historische Anthropologie zur Einführung (Zur Einführung 301). Hamburg 2004.
- S. S. TSCHOPP, Das Unsichtbare begreifen. Die Rekonstruktion historischer Wahrnehmungsmodi als methodische Herausforderung der Kulturgeschichte, in: Historische Zeitschrift 280/1 (2005), 38–81.
- S. S. TSCHOPP/W. E. J. WEBER, Grundfragen der Kulturgeschichte (Kontroversen um die Geschichte). Darmstadt 2007.
- R. VIERHAUS, Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten. Probleme moderner Kulturgeschichtsschreibung, in: Wege zu einer neuen Kulturgeschichte (Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft 1). Göttingen 1995, 7–28.



Nähere Informationen und Bestellungen bei:

VGS – Verein für Geschichte und Sozialkunde
 c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1,
 1010 Wien, Tel.: +43/1/4277-41305, 41301
 e-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at
<http://vgs.univie.ac.at>

Band 22: Freund Hein? Tod und Ritual in der Geschichte

Wolfgang Hameter, Meta Niederkorn-Bruck, Martin Scheutz (Hg.)

ISBN 978-3-7065-4487-0, Studienverlag

INHALT

WOLFGANG HAMETER/META NIEDERKORN-BRUCK/MARTIN SCHEUTZ: „Mors solvit omnia“. Tod und Ritual. Einleitung | WOLFGANG HAMETER: „Mors perpetua est“. Tod und Ritual in der griechisch-römischen Antike | PETRAAMANN: Tod, Grab und Jenseits bei den Etruskern | BERNHARD PALME: Tod und Totenkult in griechisch-römischen Papyri | META NIEDERKORN-BRUCK: Das Leben stirbt, wo es beginnt, und aufersteht, wo es zerrinnt. Der Tod und das Leben im Mittelalter | ANDREAS HERMENEGILD ZAJIC: Jahrtag und Grabdenkmal. Spätmittelalterliche Stiftungen und die Realien der Memoria | MARTIN SCHEUTZ: Ein unbequemer Gast? Tod, Begräbnis und Friedhof in der Neuzeit | STEFAN SCHIMA: Die rechtliche Entwicklung des Bestattungswesens im Spannungsfeld zwischen Kirche und Staat. Das Tauziehen um das Suizidantenbegräbnis und der Konflikt um die Feuerbestattung | BERTRAND PERZ: Tod ohne Ritual. Der nationalsozialistische Massenmord | HARALD TERSCH: Leere Worte? Die Totenrede und ihre Entwicklung | WERNER TELESKO: „Im Namen Leben liegt der Tod.“ Zur Transzendierung des Sterbens und des Todes in der europäischen Kunst der Neuzeit | STEFAN GASCH: Tod und Musik. Mehrstimmige Trauermusik des 15. und 16. Jahrhunderts | URSULA KLINGENBÖCK: „[D]ie Liste der literarischen Nutznießer des Todes ist lang [...]“ Tod und Ritual in der deutschsprachigen Literatur der Gegenwart | KATHARINA HEIMERL: Wie sterben wir heute – wie wollen wir in Zukunft sterben?

Zur Wahrnehmung, Deutung und Bewältigung von extremen Hochwasserereignissen in Österreich von der Antike bis heute

Das Beispiel Wels

Einleitung

Die Stadt Wels in Oberösterreich liegt am Unterlauf der Traun, einem der wichtigsten Zuflüsse der Donau in Oberösterreich. Der Platz war schon in keltischer Zeit relativ dicht besiedelt, vielleicht auch schon früher. Die Römer errichteten am Kreuzungspunkt der West-Ost-Verbindung mit der Nord-Süd-Verbindung eine Zivilstadt, die im 3. Jh. n. Chr. sogar zur Hauptstadt der Provinz Ufernoricum aufstieg. Das mittelalterliche Wels lag weiterhin am nördlichsten Arm der Traun, umfasste aber nur mehr etwa ein Viertel des römischen Stadtgebiets. Im Laufe des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit erreichte Wels wieder die einstige Ausdehnung.

Im Gegensatz zu heute bildete die Traun in der Gegend von Wels ein weit verzweigtes Flusssystem, dessen Arme bis an die antike und mittelalterliche Südmauer der Stadt, den heutigen Mühlbach, heranreichten. Das Flussbett war hier nur wenig eingetieft und dadurch für einen Übergang gut geeignet. Allerdings kam es immer wieder zu großen Überschwemmungen, bei denen größere Schottermassen abgelagert wurden, so dass die Flussarme häufig ihren Verlauf änderten. Der Fluss spielte daher im Leben der Stadt stets eine wichtige Rolle, sowohl als Ernährer und Garant für einen wirtschaftlichen Wohlstand als auch als Zerstörer.

Römerzeit

Auf der Basis archäologischer Untersuchungen lässt sich erschließen, dass Überschwemmungen der Traun zumindest seit der Römerzeit das Leben der Menschen in Wels bzw. Ovilavis maßgeblich beeinflusst haben müssen. Schon im Laufe des 2. Jh. n. Chr. hatte eine Überschwemmungskatastrophe Teile der Stadt wohl völlig zerstört. Die ältesten römischen Gräberfelder liegen daher unter einer 1,5 bis 5 Meter dicken sterilen Schotterdecke (Holter 1970/71).

Auch das Problem der Südmauer von Ovilavis, die erst durch die Grabungen bei der Renovierung des Minoritenklosters in den 1990er-Jahren erstmals archäologisch nachgewiesen werden konnte (Miglbauer 1991), hat vermutlich eine hydrologische Dimension. Die ältere Forschung hatte sogar angenommen, dass das antike Ovilavis über gar keine Südmauer verfügte, eine irrierte Annahme, die auch jede sonstige Befestigungsanlage ad absurdum führen würde. Allem Anschein nach reichten die nördlichen Seitenarme der Traun bis an die römische Stadtmauer, d. h. bis etwa zum Verlauf des heutigen Mühlbaches heran und unterspülten die antike Stadtmauer bei jedem Hochwasser. Als das römische Ovilavis schließlich aufgegeben wurde und die Stadtmauer verfiel, dürfte der Fluss das Seine dazu beigetragen haben, dass bis heute kaum mehr als

kleine Reste der Mauer ans Tageslicht gebracht werden konnten.

Die Frage nach dem Untergang des römischen Ovilavis selbst könnte ebenfalls mit Überschwemmungen zusammenhängen: Wie ist es zu erklären, dass Ovilavis im 5. Jahrhundert plötzlich von der Bildfläche verschwand? Ist es nur ein reiner Zufall, dass Ovilavis in der Vita Severini nicht erwähnt ist, in Wirklichkeit aber damals noch als Stadt existierte? Eine Zerstörung der römischen Stadtmauer durch kriegerische Ereignisse oder eine Brandkatastrophe ist an keinem der bisherigen Fundorte nachweisbar. Es stellt sich somit die Frage, ob nicht die häufigen Überschwemmungen der Stadtmauer von Ovilavis mehr zugesetzt hatten als feindliche Plünderungszüge. Freilich ist dieser Befund archäologisch nur in Ansätzen nachweisbar, weil sich der Verlauf der Traunarme im Lauf der Jahrhunderte mehrfach veränderte und der Fluss zudem jedes Jahr sowohl Schotter als auch Teile der römischen Stadtmauer mit sich transportierte (Rohr 2007: 281).

Früh- und Hochmittelalter

Die Quellen zur Geschichte von Wels im Frühmittelalter lassen keinerlei Rückschlüsse auf Überschwemmungen durch die Traun zu. Auffallend ist jedoch, dass auch die deutlich verkleinerte mittelalterliche Siedlung nahe am nördlichsten Seitenarm der Traun lag. Bald entwickelte sich Wels wieder zu einem Verkehrsknotenpunkt, an dem die Straße den Fluss kreuzte. Vermutlich an derselben Stelle wie in der Römerzeit wurde im wenig eingetieften und durch mehrere Inseln untergliederten Bereich zwischen Aigen (heute im Gemeindegebiet von Thalheim bei Wels) und dem späteren Trauntor eine mehrteilige Holzbrücke errichtet (Holter 1955: 124-136), die auf weite Strecken der Brücke ähnlich gewesen sein dürfte, wie sie noch der Merian-Stich des Jahres 1649 (Abb.



Abb. 1: Die Traunbrücke vor den Toren der Stadt Wels von Süden aus gesehen. Kupferstich von Matthäus Merian (1649). Links von der Brücke sind Stecken im Wasser erkennbar, die das Treibholz von den Brückenfeilern fernhalten sollten – in den Quellen zumeist wuer genannt. Die Schotterbänke und Inseln im Fluss wurden zusätzlich mit Holzbefestigungen (schlachten) versehen, um ein Wegschwemmen des Ufers zu verhindern. Rechts von der Brücke steht auf einer Schotterbank der Bruckstadel, das wirtschaftliche Zentrum des Bruckamts. Im Hintergrund sind nahe am Trauntor die Verkaufsstände der Fleischer (fleischpenckh) zu erkennen. Rechts von der Brücke ist der Holzumschlagplatz zu sehen. Holz wurde zumeist für den Transport zu Flößen zusammenge bunden, die dann am Bestimmungsort einfach zerlegt wurden.

1) wiedergibt. Die Brücke dürfte zwischen dem Hochmittelalter und dem 17. Jahrhundert ihr Aussehen und ihre Lage nicht wesentlich verändert haben. Wann die mittelalterliche Brücke errichtet wurde, muss zwar unklar bleiben, doch für das 12. Jahrhundert sind insgesamt vier Nachrichten erhalten, die sich auf Brückenprivilegien beziehen. Ein eigenes Amt zur Verwaltung der Brücke wurde vermutlich zwischen 1236 und 1261 geschaffen; 1298 ist ein Bruckmeister erstmals indirekt belegt (Holter 1955: 139-150; Rohr 2007: 282).

Spätmittelalter

Überschwemmungen der Traun sind für das Spätmittelalter mehrfach direkt oder indirekt durch Urkunden und anderes Verwaltungsschrifttum

nachweisbar: Im Jahr 1355 waren umfangreiche Reparaturarbeiten an der Welser Traunbrücke nötig, die in der zweitältesten der Welser Bruckamtsrechnungen ihren Niederschlag fanden; ganz offensichtlich war ein Hochwasser für die entstandenen Schäden an der Brücke verantwortlich gewesen (Aspernig 1972: 73-75).

Mehrere Urkunden seit dem 14. Jahrhundert geben auch Aufschluss über den Hochwasserschutz (Rohr 2007: 283-286): Am 5. Juni 1352 gewährte Herzog Albrecht II. von Österreich (1330–1358) den Bürgern von Wels auf zwei Jahre das Ungeld – eine Art Mehrwertsteuer – von Salz, Wein, Gewand und anderen Waren auf der Maut zu Wels für Bauvorhaben der Stadt, insbesondere für Wasserschutzbauten zu verwenden. Eine weitere Urkunde

mit demselben Datum betrifft ebenfalls den Hochwasserschutz und wurde in die so genannte Pancharte des Jahres 1582 aufgenommen, in der die meisten der für die „Verfassung“ der Stadt maßgeblichen Dokumente abschriftlich festgehalten und nochmals durch Kaiser Rudolf II. bestätigt wurden – darunter allein fünf Urkunden zum Hochwasserschutz. In der Urkunde von 1352 kommt ein offensichtlich aktuelles Problem beim Hochwasserschutz zutage: Manche Grundbesitzer weigerten sich, auf ihren Grundstücken öffentliche Schutzbauten errichten zu lassen, doch wurde das Gemeinwohl über den Privatbesitz gestellt, da zum Zwecke von Schutzbauten jeder Acker und jede Au offengestellt werden musste. Die beiden Urkunden Albrechts II. wurden jeweils in Wels selbst ausgestellt. Es ist daher

anzunehmen, dass im Rahmen des Besuchs des Herzogs ein „Lokalau-genschein“ durchgeführt wurde, der schließlich zu den Regelungen über den Hochwasserschutz führte.

Die nächste abschriftlich in der Pancharte von 1582 überlieferte Urkunde über den Hochwasserschutz stammt aus dem Jahr 1376; sie verpflichtete die in der Umgebung liegenden Klöster Lambach und Kremsmünster zur aktiven Hilfe bei der Errichtung von Wasserschutzbauten und vor allem auch beim Ausbau des Welser Stadtgrabens. Der Stadtgraben bildete indirekt einen Teil des Hochwasserschutzes, da er gleichsam ein Auffangbecken darstellte, das zumindest bei kleineren Hochwassern die Schäden für die Stadt selbst gering hielt. Allerdings dürften derart große Projekte die Möglichkeiten der Stadtbürger bei weitem überfordert haben, sodass Herzog Albrecht III. (1365-1393) auch die Äbte der benachbarten Benediktinerstifte zur Mithilfe aufrief.

Am 30. Dezember 1409 stellten die Herzöge Leopold IV. (1395–1411) und Ernst (1402–1424) als Vormünder ihres Veters Albrecht V. (1404–1439) eine weitere Urkunde für die Bürger der Stadt Wels aus, in der Steuerschulden in der Höhe von 320 Gulden erlassen wurden, um die Wasserschutzbauten voranzutreiben. Ganz offensichtlich war die Stadt in den Jahren 1408 und 1409 so sehr in neue Schulden geraten, dass sie selbst für die wichtigsten Maßnahmen praktisch zahlungsunfähig war. Auch hier dürften Hochwasserschäden die Ursache für die finanziellen Probleme der Stadt gebildet haben.

Eine ähnliche Ausrichtung wie die Urkunde von 1376 weist das Diplom König Friedrichs IV. (1440–1493, der spätere Kaiser Friedrich III.) vom 26. Juni 1445 auf. Der König forderte darin die Grundherren aller Grundherrschaften im Raum Wels auf, dass sie ihre Grundholden beauftragen, mit Robot und Fuhren auf Verlangen der Stadt zu helfen, um die schweren Schäden nach

dem letzten Hochwasser zu beheben und neuen Schäden vorzubeugen. Offensichtlich hatten erneut die Ressourcen der Stadt Wels an Menschen und finanziellen Mitteln nicht ausgereicht, die schweren Hochwasserschäden einigermaßen rasch zu beseitigen.

Am 29. März 1469 erließ Kaiser Friedrich III. eine weitere Urkunde, die sich mit der Bewältigung von Hochwasserschäden in Wels befasste: Nach dem großen Wassereinbruch in die Stadt sollten alle Grundholden und Wegleute im Umkreis von drei Meilen um die Stadt mit Wagen, Hauen und Schaufeln zu Hilfe kommen, um die Schäden zu beseitigen.

Wenn auch die erwähnten Urkunden einen ersten Einblick in den Umgang der Welser Bürgerschaft mit den Überschwemmungen geben, so bleiben diese Nachrichten doch auf einige große Hochwasser beschränkt. Vor allem der Aspekt der Solidarität auf regionaler Ebene bei größeren Überschwemmungen wurde in den Urkunden angesprochen, offensichtlich weil diese nicht von vornherein selbstverständlich war.

Beschränkt man sich auf diesen leichter zugänglichen Quellenbestand, so bleiben freilich viele Desiderate zurück: Von wie vielen großen Hochwassern wissen wir, von wie vielen nicht? Wie oft traten kleinere Überschwemmungen auf? Welche Auswirkungen hatten sie? Lassen sich die materiellen Schäden der großen und kleineren Hochwasser einigermaßen eruieren?

Die Antwort auf derartige Fragen können Urkunden und auch erzählende Quellen nicht oder nur sehr lückenhaft geben. Im Falle von Wels freilich gewähren die Bestände der Bruckamtsrechnungen zumindest für die Zeit ab der Mitte des 15. Jahrhunderts einen lebendigen Einblick in den Umgang auch mit den kleineren Überschwemmungen. Die Welser Traunbrücke mag dabei gleichsam als Hauptindikator des Umgangs mit den Hochwassern dienen.

Bruckamtsrechnungen als Schlüssel zu einer Überschwemmungskultur

a) Der Bestand der Bruckamtsrechnungen

Die von der Stadt ernannten Bruckmeister schufen in ihrer Verwaltungstätigkeit eine umfassende Serie an Jahresabrechnungen, in denen u. a. die Ausgaben für die Instandsetzung der Brücke festgehalten wurden. Einzelne Fragmente datieren aus den Jahren 1350, 1355, 1397/98 und 1428; ab 1441 hingegen sind die Jahrgänge mit einigen Lücken durchgehend erhalten und bilden so einen der bedeutendsten Bestände des Stadtarchivs Wels zum 15. und 16. Jahrhundert (Rohr 2007: 79-82).

Für eine Geschichte der Wahrnehmung, Deutung und Bewältigung von extremen Naturereignissen wurden derartige Bruckamtsrechnungen bis jetzt noch nie herangezogen, ja selbst für die Stadtgeschichtsforschung blieben sie bisher weitgehend unbeachtet. Eine quantifizierende und statistische Auswertung solcher Bruckamtsrechnungen – ein ähnlicher Bestand ist auch für Bratislava erhalten, wartet aber noch auf eine Auswertung – stößt freilich auf größere Probleme: Zum einen stammen die Rechnungen von zahlreichen verschiedenen Bruckmeistern, die die Abrechnungen jeweils individuell gestalteten. So können etwa die erwähnten Preise für Bauholz oder die Löhne für die an der Reparatur der Brücke beteiligten Handwerker nur mit einiger Vorsicht verglichen werden. Zum anderen sind manche Jahrgänge deutlich detaillierter gestaltet als andere und zwar unabhängig von der Menge der Ausgaben.

Die Eintragungen erfolgten im Normalfall wöchentlich. Die Art und die Dauer der Handwerksarbeiten, für die das Bruckamt nach Überschwemmungen Löhne bezahlte, deutet somit präzise auf die Auswirkungen der Hochwasser hin:

In den meisten Fällen kann mittels der Bruckamtsrechnungen das Naturereignis auf die Woche genau datiert werden.

b) Zur Klassifizierung von historischen Hochwassern

Brücken und deren Reparatur nach Überschwemmungen sind als Parameter für die Intensität von Überschwemmungen besonders geeignet, da sie in jedem Fall nur wenige Meter über dem durchschnittlichen Pegelstand der Flüsse liegen, unabhängig von der Lage der Siedlungen. Außerdem ist aus einer kulturgeschichtlichen Perspektive weniger die tatsächliche Wasserdurchflussmenge, sondern das Ausmaß der Schäden maßgeblich, die in besonderem Maße durch Treibholz oder Eisgänge verursacht wurden.

Angaben in wirtschaftsgeschichtlichen Aufzeichnungen wie in den Welser Bruckamtsrechnungen sind zum einen frei von literarischer Topik und geben zum anderen relativ genau den Grad der Zerstörung der Brücke wieder, indem die Dauer und der Umfang der Reparaturen genau aufgelistet sind. Dabei sind Studien zu Flüssen mittlerer Größe wie etwa zur Salzach oder zur Traun leichter durchzuführen, da über diese schon seit dem Hochmittelalter Brücken führten; an der Donau entstanden Brücken erst deutlich später.

Die folgenden Klassifikationskriterien sind daher weniger klimageschichtlich auf das messbare Ausmaß der Überschwemmung als hydrologisches Phänomen, sondern kulturgeschichtlich auf die Auswirkungen der Überschwemmung auf (Holz-)Brücken sowie auf die Lebenswelten der Menschen im Allgemeinen ausgerichtet (Rohr 2007: 206).

- Intensität 1: geringe und moderate Überschwemmungen von ufernahen Wiesen, Feldern und Siedlungen ohne nennenswerte Schäden.
- Intensität 2: größere Überschwemmungen, die Schäden anrichten,

die in vorindustriellen Gesellschaften innerhalb eines Monats völlig behoben werden können.

- Intensität 3: sehr große Überschwemmungen, die große Schäden anrichten und Teile der (Holz-)Brücke völlig zerstören; dadurch wird ein Fährverkehr über den Fluss zumindest für einige Tage notwendig. Die Schäden können von den Menschen in vorindustrieller Zeit nur in ein bis drei Monaten völlig behoben werden.
- Intensität 4: extrem große Überschwemmungen, die aufgrund der enormen Schäden als Katastrophe wahrgenommen werden; die wirtschaftlichen und sozialen Strukturen sind zumindest für mehrere Monate schwer gestört, die Aufräumarbeiten dauern mehr als drei Monate. Die Menschen markieren den Wasserstand zur Erinnerung an die Katastrophe mit Hochwassermarken an Kirchen, Stadttoren und anderen öffentlichen Gebäuden.

Die Unterscheidung zwischen Intensität 3 und 4 – gegenüber der Schadensstufe 3 von Rüdiger Glaser (Glaser 2001) – macht vor allem aus kulturgeschichtlicher Sicht Sinn, da es allein bei der höchsten Stufe innerhalb einer an Überschwemmungen gewöhnten Gesellschaft zu einer Katastrophenwahrnehmung kommt. Insgesamt aber decken sich vor allem die beiden ersten Stufen beider Systeme weitgehend.

c) Historisch-hydrologische Ergebnisse

Für die historisch-hydrologische Auswertung wurden weniger die Holzeinkäufe als Parameter herangezogen, denn diese erfolgten kontinuierlich, da man in einer historischen „Überschwemmungskultur“ ständig damit rechnete, dass das nächste Hochwasser innerhalb weniger Jahre eintreten werde. Vielmehr sind es vor allem die Dauer der Reparaturarbeiten und die Zahl der Handwerker, die daran beteiligt waren, weiters Angaben

zur Einrichtung von Fährverkehr, die die Auswirkungen der Hochwasser klassifizieren lassen. Auch wenn durch den alle fünf bis zehn Jahre stattfindenden Wechsel im Bruckmeisteramt die Daten nicht vollständig homogen sind, so lassen sich doch seriöse langjährige Vergleiche anstellen.

An den Flüssen des Ostalpenraumes sowie des Alpenvorlandes waren großflächige Überregnungen zwischen Mitte Juni und Ende August in den meisten Fällen die Ursache für die wasserreichsten Hochwasser. Die extreme Konzentration von Überschwemmungen auf die Sommermonate gehört zu den Spezifika des Ostalpenraums und lässt sich auch für die Flüsse Lech und Isar bestätigen (Böhm/Wetzel 2006), während etwa in Mitteldeutschland eine signifikante Überschwemmungshäufung nicht im Sommer, sondern im Winter festzustellen ist (Mudelsee/Deutsch/Börnigen/Tetzlaff 2006). Nicht selten kam es vor allem durch regenreiche Tiefdruckgebiete aus dem nördlichen Mittelmeerraum zu mehrtägigen ergiebigen Regenfällen im Sommer.

Für ein Sommerhochwasser katastrophalen Ausmaßes war im Normalfall eine Serie von Niederschlagsperioden notwendig, d. h. das erste Regenereignis führte zumeist noch nicht zu einem extremen Hochwasser, sondern verringerte zunächst nur die Aufnahmefähigkeit des Bodens. Folgte dann im Abstand von weniger als zwei Wochen erneut eine zweite, lange Überregnungsphase, so floss nun der größte Teil des Wassers oberflächlich ab. Die Bäche und Flüsse schwollen daraufhin sehr rasch zu außergewöhnlicher Höhe an. Derartige „Doppelregenphasen“, die schließlich zu extremen Überschwemmungen führten, sind etwa für die Jahre 1501 (Regen Ende Juli und Mitte August), 1572 (Regen um den 30. Juni und um den 7./8. Juli) und 1598 (Regen um den 8. und um den 16. August) belegt. Um 1500 sowie in den 1560er- und 1570er-

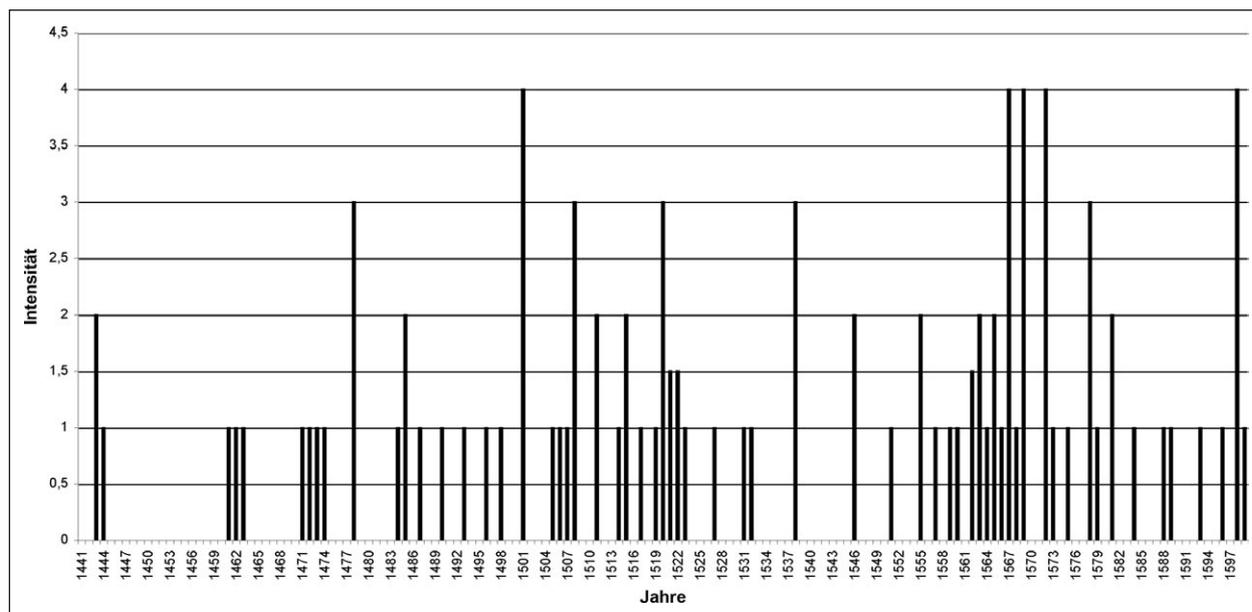


Abb. 2: Hochwasser in den Monaten Juni bis August an der Traun nach den Welser Bruckamtsrechnungen, 1441–1599 (Rohr 2007: 212).

Jahren sind deutliche Häufungen von schweren Sommerhochwassern zu erkennen (Abb. 2).

Hochwasser zu den anderen Jahreszeiten waren im österreichischen Alpenvorland deutlich seltener. Nur selten sind an der Traun für das 15. und 16. Jh. Hochwasser der Intensität 4 zu finden, die außerhalb des Sommers lagen. Auch moderate Hochwasser sind im Winter, Frühling und Herbst deutlich seltener.

Mit der fortwährenden Abkühlung im Zuge der Kleinen Eiszeit nahm die Häufigkeit von Eisstößen deutlich zu. Bis zum 15. Jahrhundert dürften schwere Eisstöße im Donaauraum eher die Ausnahme dargestellt haben, die in annalisti-

schen Quellen extra hervorgehoben wurde. Völlig eisfreie Jahre waren aber auch wieder ungewöhnlich und daher berichtenswert. Während des 16. Jahrhunderts ist hingegen mehr und mehr davon auszugehen, dass die Flüsse oder zumindest längere, weiter verzweigte Abschnitte regelmäßig zufroren.

Die Welser Bruckamtsrechnungen lassen diesen Trend deutlich erkennen. Zum einen werden Winterhochwasser, hervorgerufen durch ein rasches Abschmelzen von Schnee und Eis nach Wärmeeinbrüchen oder durch Flutwellen, die durch Eisstöße hervorgerufen wurden, im 16. Jahrhundert häufiger (Abb. 3). Besonders in den 1560er-Jah-

ren kam es zu einer signifikanten Häufung von aus den Bruckamtsrechnungen rekonstruierbaren Eisstößen.

d) Kulturgeschichtliche Befunde

Die Menschen in historischer Zeit lebten am und mit dem Fluss. Der Fluss ermöglichte ihnen in vielerlei Hinsicht überhaupt das Überleben und verhalf ihnen in zahlreichen Fällen zu einem gewissen Wohlstand. Ständig wiederkehrende Hochwasser müssen aber ebenso zum Alltag der Menschen dazugehört haben. Das Kriterium der Unerwartetheit kommt bei Überschwemmungen somit nicht so stark zum Tragen wie

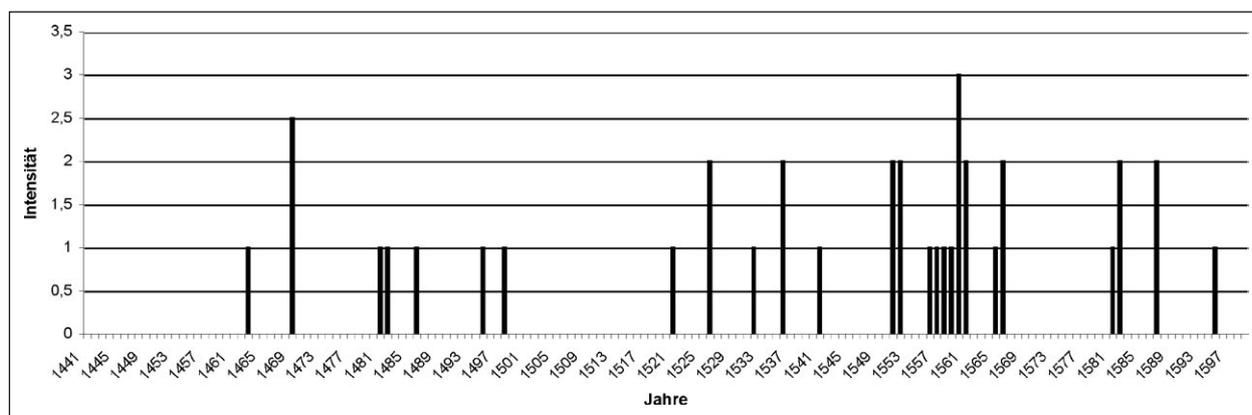


Abb. 3: Hochwasser und Eisstöße in den Monaten Januar bis März an der Traun nach den Welser Bruckamtsrechnungen, 1441–1599 (Rohr 2007: 209).

bei singulären Naturereignissen. Es stellt sich somit die Grundfrage, wie weit die Überschwemmungen der Traun von den Welser Bürgern des 15. und 16. Jahrhunderts überhaupt als Katastrophen erlebt wurden bzw. wenn ja, warum und wie.

Die Rekonstruktion von „Normalität“ gestaltet sich freilich deutlich schwieriger als die Erforschung von extremen Überschwemmungen. Normalität war es zumeist nicht Wert, in erzählenden Quellen dokumentiert zu werden. Allerdings ist es gerade bei einer kulturgeschichtlich ausgerichteten Untersuchung des Verhältnisses der Menschen zu Naturereignissen wichtig, Aufschlüsse auch über die Normalität und die kleineren Abweichungen davon zu erzielen. Diese Ergebnisse sind nicht zuletzt deshalb von Bedeutung, weil ein „mentalitätsbezogener Zugang“ vor allem auch nach den Möglichkeiten und Unmöglichkeiten des Handelns und Denkens für die Menschen einer bestimmten Zeit, Region und sozialen Herkunft fragt.

Erst die gemeinsame Rekonstruktion des Umgangs mit dem Fluss im Alltag und während der Katastrophe lässt die Frage beantworten, ob sich an den Flüssen im Ostalpenraum eine „Überschwemmungskultur“ gebildet hat. Die aus den Welser Bruckamtsrechnungen gewonnenen Erkenntnisse zur Wahrnehmung, Deutung und Bewältigung der Überschwemmungen zeigen deutlich, dass an den österreichischen Flüssen eine derartige Überschwemmungskultur in vorindustrieller Zeit bestanden hat:

Dazu gehört erstens eine genaue Kenntnis von Ursachen und Auswirkungen der Überschwemmungen; dies beinhaltete auch, dass Vorwarnsysteme existierten, etwa durch die Salzschiffer an der Traun (Rohr 2007: 371). Zweitens stellten Gemeinschaften wie Städte ihre Vorsorge darauf ein, dass es zu einer raschen Abfolge von Überschwemmungen kommen kann und versuchen auch in Normalzeiten stets, sich auf kleinere und größere

Hochwasser vorzubereiten, etwa durch den regelmäßigen Ankauf von Holz für Brücken und Wasserschutzbauten. Schließlich resultiert daraus, dass sich etwa einzelne Berufsgruppen auf die Vorsorge sowie die Behebung von Schäden spezialisierten, ja von derartigen Aufträgen sogar abhängig waren. Bis auf ganz wenige Ausnahmen, etwa die extremen Hochwasser von 1501, 1572 und 1598, wurden extreme Abflussereignisse somit nur selten als Katastrophe wahrgenommen und mussten daher nicht übernatürlich, etwa als Strafe Gottes, gedeutet werden.

Ausblick: Stadterweiterung und Überschwemmungen am Ende des 19. Jahrhunderts

Mit den 1870er-Jahren, der Gründerzeit, kam es auch in Wels zu einem Bauboom. Das wohlhabende Welser Bürgertum suchte nach attraktiven Plätzen für ihre Villen und baute schließlich südlich des historischen Stadtkerns zwischen den nördlichen Flussarmen der Traun. Als die Villen-Straße (heute

der westliche Teil der Volksgartenstraße) entstand, dachte man offensichtlich noch nicht, dass die größere Nähe zum Wasser und v. a. die um etwa drei Meter tiefere Lage bei einer Überschwemmung der Traun verheerende Folgen haben könnten. Erst relativ spät hatte man damit angefangen, zum Schutz der neuen Siedlungsgebiete auch einen hohen Uferdamm zu bauen. Dieser war 1897 und 1899, als zwei schwere Hochwasser über Wels hereinbrachen, noch bei weitem nicht fertig, sodass der gesamte Bereich vor den Stadtmauern zum Teil mehrere Meter unter Wasser gesetzt wurde. Die historische Altstadt hingegen blieb damals weitgehend trocken, nur das Lederer- und Fischerviertel außerhalb der Stadtmauern erlitten große Schäden.

Auch die alte Holzbrücke über die Traun wurde 1897 schwer in Mitleidenschaft gezogen, sie knickte so weit ein, dass sie für den Verkehr nicht mehr wieder instand gesetzt werden konnte. Eine Notbrücke, die bis 1899 bestand, wurde beim zweiten Hochwasser weggerissen. Die städtischen Autoritäten beschlossen



Abb. 4: Das Hochwasser vom September 1899 in Wels: Südwestlich des historischen Stadtkerns entstanden gegen Ende des 19. Jh. die ersten Bürgerhäuser in der Herzog-Friedrich-Straße (heute Kolpingstraße). Der Rohbau im Vordergrund steht völlig unter Wasser, bei dem schon fertig gestellten Haus im Hintergrund (Mitte) wurde ein Eck von den Wassermassen weggerissen. Foto: Stadtarchiv Wels (JA – 2/11).

nicht nur die rasche Fertigstellung des Uferdamms und der damit einhergehenden Flussbegradigung, sondern begannen auch mit dem Bau einer massiven neuen Traunbrücke aus Stein und Stahl, die bis heute in der Verlängerung der Traungasse in Gebrauch ist. Die Eisenbahnbrücke für die Strecke von Wels nach Kremsmünster (heute die Almtalerbahn) war schon nach den Zerstörungen von 1897 als massive Stahlkonstruktion neu errichtet worden; sie besteht ebenfalls bis heute.

Neben Zeitungsberichten geben vor allem auch die Fotografien ein sehr lebendiges Bild vom Ausmaß der Hochwasserkatastrophe. Allein zum Hochwasser von 1899 haben sich mehr als 50 Bilder im Welser Stadtarchiv erhalten. Ihre Veröffentlichung und ikonografische Auswertung ist derzeit noch im Gange.

Im Zuge des schweren Hochwassers von 2002 wurde immer wieder kritisiert, dass in manchen Gemeinden Grünland relativ leichtfertig in

Bauland umgewidmet worden war, ohne das Risiko dieser Siedlungsplätze genau einzuschätzen. Die Befunde von Wels zeigen, dass dieselben Fehler vor mehr als 100 Jahren auch schon gemacht wurden: Zuerst wurde gebaut, ohne das Risiko einer Überschwemmung in einem ausreichenden Maße zu berücksichtigen; erst nach der Katastrophe wurden die nötigen Schutzbauten zügig vorangetrieben.

LITERATUR

W. ASPERNIG, Quellen und Erläuterungen zur Geschichte von Wels, 1. Teil (1350–1355), in: Jahrbuch des Musealvereines Wels 18 (1972), 49–77.

O. BÖHM/K.-F. WETZEL, Flood history of the Danube tributaries Lech and Isar in the Alpine foreland of Germany, in: Hydrological Sciences Journal 51/5 (2006), 784–798.

R. GLASER, Klimageschichte Mitteleuropas. 1000 Jahre Wetter, Klima, Katastrophen. Darmstadt 2001.

K. HOLTER, Die römische Traunbrücke und die Anfänge des Welser Bruckamtes, in: Jahrbuch des Musealvereines Wels 2 (1955), 124–151.

K. HOLTER, Beobachtungen über römerzeitliche Funde auf dem Gelände des ehemaligen Friedhofes in Wels (Baustelle Gerngroß-Markthalle), in: Jahrbuch des Musealvereines Wels 17 (1970/71), 24–42.

R. MIGLBAUER, Ausgrabungen im ehemaligen Minoritenkloster von Wels, OÖ, in: Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 7 (1991), 93–113.

M. MUDELSEE/M. DEUTSCH/M. BÖRNGEN/G. TETZLAFF, Trends in flood risk of the River Werra (Germany) over the past 500 years, in: Hydrological Sciences Journal 51/5 (2006), 818–833.

Ch. ROHR, Extreme Naturereignisse im Ostalpenraum. Naturerfahrung im Spätmittelalter und am Beginn der Neuzeit (Umwelthistorische Forschungen 4). Köln-Weimar-Wien 2007.

ABVERKAUF

(Restkontingent tlw. leicht beschädigt)

€ 10,– (inkl. Versand)



Querschnitte

Band 8: Umwelt-Geschichte Arbeitsfelder • Forschungsansätze • Perspektiven

Sylvia Hahn, Reinhold Reith (Hg.)

ISBN 3-7028-383-1

Nähere Informationen und Bestellungen bei:

VGS – Verein für Geschichte und Sozialkunde,
c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien,
Dr. Karl Lueger-Ring 1, 1010 Wien, Tel.: +43/1/4277-41305, 41301
e-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at <http://vgs.univie.ac.at>

Der große Bergsturz des Mönchsbergs in der Stadt Salzburg von 1669

Wahrnehmung, Deutung und Bewältigung



Abb. 1: Salzburg von Mülln aus gesehen um 1460, kolorierter Holzschnitt von Michael Wolgemut aus der Schedelschen Weltchronik, Nürnberg 1493, entnommen aus dem Historischen Atlas der Stadt Salzburg, Blatt I, 3.

Die Stadt Salzburg

Wenngleich es sich bei diesem Holzschnitt – einem der ältesten Bilder der Stadt Salzburg – um keine originalgetreue Abbildung handelt, so zeigt er doch, wie die Stadt Salzburg von ihren Stadtbergen umrahmt wird. Der Mönchsberg prägt die linke und der Kapuzinerberg die rechte Salzachseite. Der Holzschnitt wurde von Michael Wolgemut um 1460 angefertigt.

Quellen belegen, dass am Mönchs- wie Kapuzinerberg häufig Steinbewegungen verzeichnet wurden. Die Bevölkerung wusste über die Gefahr dieser Naturereignisse Bescheid, zählte sie jedoch aufgrund ihres regelmäßigen Auftretens zu ihrem Alltag.

Heute wird aus Sicht der Ingenieurgeologie, vereinfacht gesprochen, bei schnellen Massenbewegungen im Felsgestein zwischen Steinerschlag, Block-, Fels- und Bergsturz differenziert. Das Unterscheidungsmerkmal bildet die Steingröße.

Der große Mönchsbergsturz ist aus Sicht des 21. Jahrhunderts kein Bergsturz, sondern ein Felssturz. Da der Terminus „großer Mönchsbergsturz“ durchwegs in den Quellen verwendet wird, wird er in diesem Aufsatz beibehalten.

Die Auseinandersetzung mit dem großen Mönchsbergsturz von 1669 erfolgt aus einer neueren kulturgeschichtlichen Perspektive. Die neuere Kulturgeschichte sieht es als ihre Aufgabe, verschiedene Ansätze nicht nur zu thematisieren, sondern diese auch miteinander zu kombinieren, um so ein „runderes“ Bild bei der Rekonstruktion von vergangenen Ereignissen zu erhalten (Landwehr/Stockhorst 2004: 91). Dies ist bei einer rein sozialgeschichtlichen Darstellung bloß bedingt möglich, da die Ausmaße eines Unglücks nur zum Teil von Fakten wie Unglücksjahr, Unglücksort und Opferzahlen wiedergegeben werden können. Auch eine rein naturwissenschaftliche Betrachtung, die sich auf geomorphologische Grundlagen,

auf das Klima und auf Witterungsbedingungen konzentriert, scheint wenig ergiebig, da sie den Umgang der Betroffenen mit dem Unglück meist außer Acht lässt.

Um das Geschehene ansatzweise in seiner Gesamtheit zu begreifen und retrospektiv rekonstruieren zu können, erschien es notwendig, naturwissenschaftliche und kulturgeschichtliche Erkenntnisse zu berücksichtigen. Deshalb gliedert sich die folgende Rekonstruktion des Ereignisses in Unterkapitel zu naturwissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Befunden. Die kulturhistorischen Kategorien Wahrnehmung, Deutung und Bewältigung dienen als Gliederungsebenen der kulturhistorischen Abhandlung.

Geologische Befunde

In der Ingenieurgeologie wird seit dem 20. Jahrhundert zwischen vorbereitenden und auslösenden Faktoren eines Fels- oder Bergsturzes unterschieden. Der Geologe Albert Heim bezeichnete die vorbereitenden Kräfte als „Ursache“, die auslösenden nannte er „Auslösung“ (Heim 1932: 175). Die vorbereitenden Faktoren bilden gleichsam die Ursache, die schließlich zu dem Auslöser des Fels- oder Bergsturzes führt. Die vorbereitenden und auslösenden Kräfte werden wiederum in naturbedingte und anthropogene Faktoren unterteilt.

Während Brüche im Gestein, Hangunterschneidungen, Hohlraumbauten, Steinbruchtätigkeiten und die Schichtung des Gesteins in Richtung der Hangneigung vorbereitende Faktoren für Fels- und Bergstürze bilden, gelten Starkniederschläge und Erdbeben als auslösende Faktoren. Zu diesen zählen auch langsame Kriechbewegungen im Fels, die zu einem plötzlichen Übergang von einem stabilen zu einem labilen Gleichgewicht führen. Dieser Vorgang ist vergleichbar mit dem unvermittelten Umfallen eines Buches in einer Bücherwand.

Aus Sicht des 21. Jahrhunderts gilt es im Hinblick auf naturbedingte vorbereitende Faktoren zu bedenken, dass der Mönchsberg nicht auf festem Untergrund, sondern auf Grundmoränen-Material und weichen Sedimenten der Gosauablagerungen steht. Dadurch kommt es zu einer seitlichen Zergleitung und der Bildung von wandparallelen Klüften (Del Negro 1979: 32). Die Klüftbildung wurde auch durch die Hangunterschneidung der Salzach (Ufererosion) gefördert. Der Flusslauf der Salzach zog sich im Postglazial entlang der Mönchsbergfelswände; dies wird durch alte Flussarme in diesem Bereich belegt. Durch die oben genannten Ursachen öffneten sich vertikale Spalten in den Nagelfluhbänken, die wasserdurchgängig wurden, d. h. dass Wasser durch die Brüche in das Gestein eindrang. Dies hatte zur Folge, dass starke Niederschläge, die es nachweislich im Sommer 1669 gab, ein auslösendes Ereignis für den großen Mönchsbergsturz gewesen sein dürften.

In den Bereich der anthropogenen Faktoren fallen Hohlrumbaute, die die BewohnerInnen der Gstättingasse in den Fels schlugen, um so ihren Wohnraum zu vergrößern. Zudem wurde der Mönchsberg als Materialdepot von Bausteinen betrachtet; an mehreren Stellen waren Steinbrüche angelegt worden. Dies hatte zur Folge, dass der Hangfuß abgebaut wurde und es zur Destabilisierung der darüber liegenden Felsschichten kam, was wiederum die gleiche Wirkung wie die Hangunterschneidung durch die Flusserosion hatte.

Die auslösenden Faktoren lassen sich mittels der ausgehobenen Quellen nicht mit Sicherheit bestimmen. Wenngleich in den umliegenden Gebieten keine weiteren Bergstürze im Juli stattgefunden haben, bestünde jedoch die Möglichkeit, dass ein Erdbeben als entscheidender Auslöser des Mönchsbergsturzes fungierte.

In der handschriftlichen Kartei des Tiroler Archivars Josef Schorn

aus der Zeit um 1900 findet sich der Hinweis auf ein Erdbeben mit Epizentrum Tirol, das sich am 17. Juli 1670 zwischen zwei und drei Uhr, d. h. praktisch zeitgleich, nur 366 Tage später als der große Mönchsbergsturz ereignet haben soll (Schorn 1902: 139). Es stellt sich die Frage, ob die Datierung korrekt vorgenommen wurde, doch ist dies mangels Quellenangaben und weiteren Quellen wohl nicht mehr nachprüfbar. Tatsache ist, dass in Salzburg manche Tiroler Erdstöße wahrgenommen wurden und dass das genannte Erdbeben, sofern es sich doch 1669 zugetragen hat, zusammen mit dem regenreichen Sommer, als – um es mit Heims Terminus zu sagen – „Auslösung“ des großen Mönchsbergsturzes gewirkt haben könnte.

Kulturgeschichtliche Befunde

Die ausführlichsten Beobachtungen zum Bergsturz sind für das erzbischöfliche Priesterseminar überliefert: Da sich der Regens des Priesterseminars, Pater Ludovicus Engl, im Juli längere Zeit in Wien aufhielt, vertrat ihn Pater Bernardus Kimpfler vom Kloster Michaelbeu-

ern. Kimpflers Mitbruder Amandus Prob(o)st kam um die Monatsmitte ebenfalls nach Salzburg, um dort die Seelsorge zu übernehmen. Am 15. Juli lud Kimpfler seinen Freund ins Priesterseminar ein; nach einem gemeinsamen Mahl begaben sich die beiden Patres zur Ruhe.

Diese währte nicht lange, denn in den frühen Morgenstunden des 16. Juli, wohl zwischen der zweiten und der dritten Stunde, bewegte sich die Erde und unter höllischem Getöse stürzte eine Felswand des Mönchsbergs auf die eng an ihn gebauten Gebäude der Gstättingasse (Abb. 2). Die meisten Menschen wurden im Schlaf von dem Unglück überrascht – nur wenigen gelang die Flucht. Der Lärm weckte die Nachbarschaft, viele eilten den verzweifelten Opfern zu Hilfe. Auch Beichtväter liefen zu dem Unglücksort, um den Sterbenden und den Verletzten in diesen schweren Stunden beizustehen.

Plötzlich kam es zu einem Nachsturz – es löste sich, wie ebenfalls in Abb. 2 ersichtlich, ein weiterer Teil des Berges. Eine ungefähr 2.000 Zentner schwere Steinlast stürzte auf die Gstättingasse nieder und begrub nun auch die Rettenden.

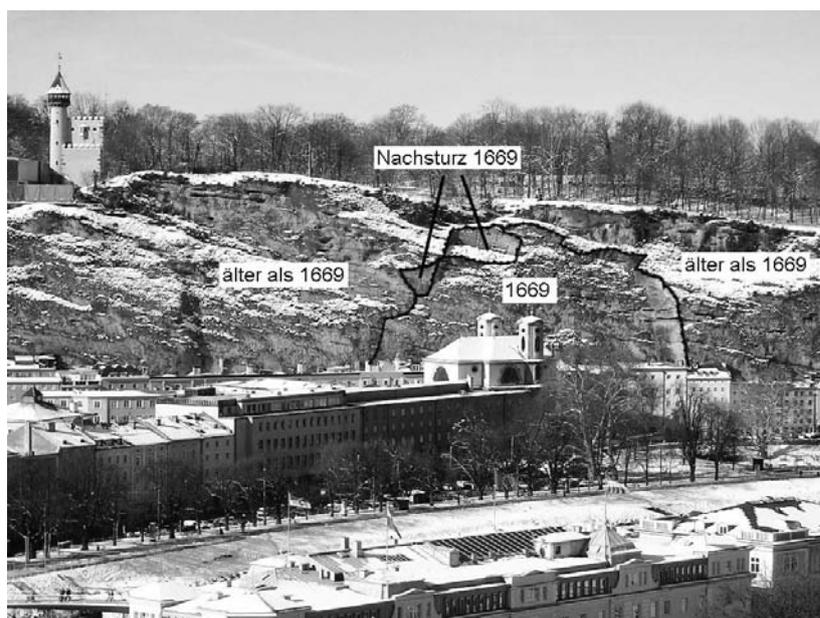


Abb. 2: Rekonstruktion des großen Mönchsbergsturzes
Grafik: Josef Michael Schramm, Salzburg.

Erst im Laufe der nächsten Tage war es möglich, das Ausmaß der Katastrophe vollständig zu erfassen: Die Markus-Kirche, das Kirchlein zu „Unserer Lieben Frau am Bergl“ – mit Ausnahme des Marienbildnisses, das unverletzt am Altar gefunden wurde – das Priesterseminar und an die 13 Häuser der Gstättingasse wurden zerstört.

Zudem war die „gante Ringmauer ziemlich weit in die Saltza hinausgeworfen worden“ (Salzburg, Bibliothek des Salzburg Museums, Inv. Nr. 809/49). Es gab über 220 Tote zu beklagen, „alle verloren ihr Leben ohne Unterschied des Geschlechts, des Alters, der Lebensumstände und der Verdienste“ (Salzburg, Archiv St. Peter HS A 555 rot.144).

Auch Bernardus Kimpfler und Amandus Probst befanden sich unter den Toten; Pater Bernardus wurde 35 Jahre alt, sein Mitbruder Pater Amandus verstarb im Alter von 28 Jahren. Ihre Körper konnten noch am selben Tag geborgen und zu ihrem Heimatkloster Michaelbeuern gebracht werden. Dort wurden sie schließlich begraben.

Pater Wolfgang Rudolph aus dem Kloster Weihestephan, der im Priesterseminar als Praefekt tätig war, kam gemeinsam mit den Priestern Philip Terg, Martinus Seidl, Leonhardus Spindler und Georgius Wall, elf Zöglingen und vier Priesteramtskandidaten unter den Steinmassen ums Leben. Chris-

tianus Schwarz aus Augsburg, ein Kandidat, der in Kürze eingekleidet worden wäre, wurde ebenfalls getötet. Zudem verloren der Diener und der Koch des Seminars, dessen Frau, Tochter und Schwester, eine Dienerin, zwei Inwohner und zwei weibliche Kochlehrlinge ihr Leben.

Lediglich vier der 15 Alumen des Priesterseminars überlebten das Unglück: Nikolaus Schleindl, Joannes Zotner, Georg Schnell und Achatius Resch. Während sich Schnell und Resch selbst aus den Trümmern befreien konnten, wurden Schleindl und Zotner eine halbe Stunde nach dem zweiten Bergsturz von Helfenden gerettet.

Die Bergung der Opfer gestaltete sich als schwierig, hinzu kam die Furcht vor weiteren Nachstürzen: Gesteinsbrocken waren aus der Mitte des Berges heraus gebrochen, nun schwebte ein noch verbliebenes Felsstück bedrohlich über der Gstättingasse. Auf Befehl des Erzbischofs mussten die BewohnerInnen ihre Wohnungen zu ihrem eigenen Schutz vorübergehend verlassen.

Insgesamt dauerten die Aufräumarbeiten ein Jahrzehnt, trotzdem stellte es wohl ein unmögliches Unterfangen dar, alle Toten zu bergen. Die Gstättingasse zählte zum Sprengel der Salzburger-Dompfarre. Tab. 1 veranschaulicht die Sterbefälle dieser Pfarre in der Zeitspanne von 1659 bis 1679. Der zeitliche Rahmen von zwanzig Jahren ist bewusst ge-

wählt; er dient dazu, die Anzahl der Verstorbenen zehn Jahre vor der Katastrophe, im Unglücksjahr 1669 sowie zehn Jahre nach der Katastrophe festzustellen. Im Anschluss werden die ermittelten Werte, die zudem auch in einer zweiten Graphik (Tab. 2) anhand eines Säulendiagramms dargestellt werden, für Vergleiche herangezogen.

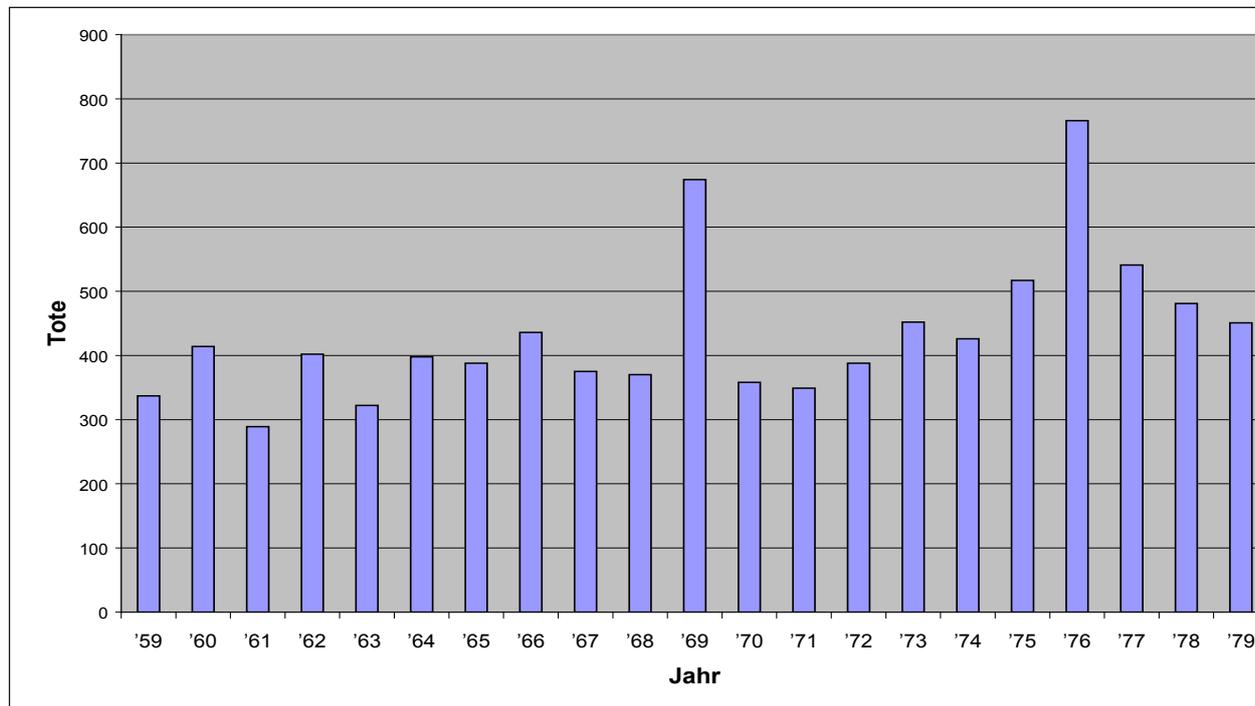
Anhand der Summenwerte lässt sich feststellen, dass die Anzahl der Sterbefälle zwischen 1659 und 1668 in der Regel niedriger war als in den Jahren 1669 bis 1679. In der Zeit von November 1675 bis März 1677 gab es ungewöhnlich viele Tote zu beklagen; dies bedeutet, dass in diesem Jahr um 92 Personen mehr verstarben als im Katastrophenjahr 1669. Besonders das Jahr 1676 ist mit 766 Toten als „Ausreißer“ zu betrachten. Der Grund hierfür ist nicht eindeutig feststellbar. Wenngleich allein das Jahr 1675 als Seuchenjahr in die Geschichte Salzburgs eingegangen ist, deutet doch die Zeitspanne von 17 Monaten auf eine Epidemie hin. Auch die Tatsache, dass zwischen 1675 und 1678 die vierte Sauberkeitsordnung erlassen wurde, unterstützt diese Hypothese. Bereits ein Jahr nach der Einstellung der Sauberkeitsordnung (1679) wütete wieder eine Seuche in Salzburg (vgl. Zillner 1890: 355).

Möglicherweise lässt sich die hohe Sterblichkeit zwischen November 1675 und März 1677 auch auf extreme klimatische Bedingungen ge-

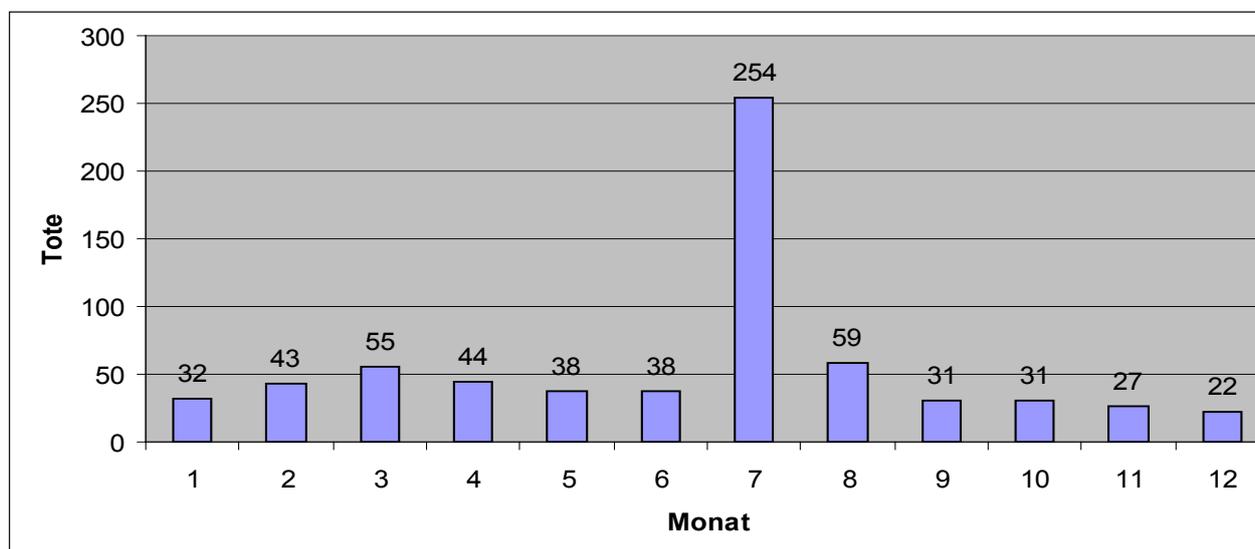
Tab. 1: Sterbefälle der Salzburger-Dompfarre in den Jahren 1659 bis 1679, entnommen aus Hauer 2007: 54.

	'59	'60	'61	'62	'63	'64	'65	'66	'67	'68	'69	'70	'71	'72	'73	'74	'75	'76	'77	'78	'79
01	19	24	22	26	28	21	51	29	36	28	32	33	26	24	35	38	34	48	59	45	31
02	24	32	31	38	38	34	43	21	34	20	43	20	28	43	35	48	38	53	54	49	36
03	42	46	28	36	31	38	45	38	33	37	55	40	43	36	40	45	30	76	64	49	56
04	31	36	36	38	28	41	46	46	40	34	44	32	38	33	46	39	44	57	46	65	40
05	38	32	29	47	31	26	32	53	42	41	38	35	36	35	41	36	41	56	40	53	43
06	26	38	17	45	25	24	25	26	31	23	38	31	33	32	31	32	45	61	45	37	29
07	26	30	19	26	23	24	24	38	32	24	254	24	15	30	44	39	44	64	36	34	44
08	29	31	25	19	26	21	20	64	23	31	59	28	25	37	45	37	34	74	43	36	32
09	29	46	21	27	29	47	27	42	26	36	31	46	25	22	34	26	33	85	42	24	34
10	27	32	20	33	29	37	27	30	26	25	31	23	23	28	21	23	44	69	35	33	35
11	24	36	17	29	16	36	18	26	21	33	27	22	27	35	31	34	60	64	40	28	35
12	22	31	24	38	18	49	30	23	31	38	22	24	30	33	49	29	70	59	37	28	36
Total	337	414	289	402	322	398	388	436	375	370	674	358	349	388	452	426	517	766	541	481	451

Tab. 2: Darstellung der Summenwerte der Sterbefälle der Salzburger-Dompfarre in den Jahren 1659 bis 1679, entnommen aus Hauer 2007: 55.



Tab. 3: Darstellung der Summenwerte der Sterbefälle der Salzburger-Dompfarre im Jahr 1669, entnommen aus Hauer 2007: 56.



zurückführen. Im Diarium des Abtes Beda Seeauer finden sich Nachrichten zu Witterungsverhältnissen, die darauf hinweisen, dass es im Jänner äußerst kalt gewesen sein dürfte. Die übrigen Vermerke besagen, dass es am 14. April regnete, am 19. April jedoch wieder „brennend heiß“ gewesen sein soll; am 13. Juni

machte Hagelschlag den Menschen zu schaffen und am 19. November war es ungewöhnlich warm.

Tab. 3 veranschaulicht die Summenwerte aller zwölf Monate des Jahres 1669:

Die Darstellung zeigt, dass der Monat Juli mit 254 Toten als „Ausreißer“ deutlich hervorsticht; auch im August

ist die Anzahl der Verstorbenen noch relativ hoch. Dies lässt sich vermutlich dadurch erklären, dass etliche Opfer des großen Mönchsbergsturzes ihren Verletzungen erlegen sein dürften. Ab September nimmt die Zahl der Toten bereits wieder ab.

Zur Wahrnehmung des großen Mönchsbergsturzes

Die ausgewerteten Schriftstücke wurden größtenteils von Vertretern der Kirche in lateinischer Sprache verfasst, Ausnahmen bilden geschichtliche Darstellungen und Reiseberichte. Die AutorInnen der beiden erhaltenen Flugblätter sind unbekannt.

Allen Darstellungen gemein ist, dass der große Mönchsbergsturz von den ZeitgenossInnen mit Schrecken wahrgenommen wurde. Es waren die Unerwartetheit des Unglücks, das Zerstörungsausmaß und die große Opferzahl, die ihnen zu schaffen machte.

Anlässlich der zum Teil übertriebenen Darstellung des Unglücks sah sich der Landesherr Max Gandolph von Kuenburg schließlich Ende August 1669 gezwungen, eine Beschreibung des Ereignisses zu veröffentlichen. Seine Gegenrelation trug den Titel „Kurtze doch begründt= wahrhaftte Relation über den nechsten Einfall deß Bergs auf der Gstätten allhie zu Salzburg“. Um Gerüchten über den großen Mönchsbergsturz möglichst effizient entgegenzusteuern wurde auch die Presse in Anspruch genommen. Am 7. September 1669 erging an den Röm. Kais. Majestät Bücher-Commissarius in Frankfurt am Main das Ansuchen, dass künftig ausschließlich Max Gandolphs Darstellung des Unglücks gedruckt werde. Freilich trägt dieser Bericht keine Unterschrift. Dies ist darauf zurückzuführen, dass es wohl als unstandesgemäß betrachtet wurde, dass ein Landesherr eine von ihm unterzeichnete Kundgebung mit Hilfe einer Zeitung verbreitete. Man zog es vor, diese einem Augenzeugen in den Mund zu legen. In Max Gandolphs Darstellung wurde die Ursache des großen Mönchsbergsturzes in den Hohlrumbaute der Häuser der Gstättingasse und der Witterung gesehen. Zudem wurden die zerstörten Gebäude aufgezählt und die Zahl der Todesopfer mit 220

Personen angegeben. Schließlich folgte der Hinweis, dass der Weg zum Unser-Lieben-Frauen-Tor hinaus nach Mülln, der im Zuge des Bergsturzes verwüstet worden war, auf Befehl des Landesfürsten geräumt wurde und künftig keine Kosten und Mühen gescheut würden, negative Auswirkungen weiterer möglicher Bergstürze zu minimieren. Diese Nachricht sollte wohl Reisende, die von dem großen Mönchsbergsturz gehört hatten und einer Fahrt nach Salzburg nun skeptisch gegenüberstanden, ermuntern, der Stadt dennoch einen Besuch abzustatten.

Anlässlich der Tragödie verfasste ein Professe des Klosters St. Peter, Pater Roman Molitor, ein Epitaph in lateinischer Sprache. Die Übersetzung dazu lautet:

Bleib stehen, Wanderer und wundere dich nicht,
Wenn du zu Stein erstarren solltest,
Wenn irgendwo, dann erfährt man hier das harte Los.
Wehe!
Wie große Unglücksfälle beunruhigen das Menschengeschlecht,
besonders dort, wo Berg und Tod gemeinsam
Mit der steinernen Heerschar einfallen.
Diese unheilvollen Aedile
bauen auf, indem sie zerstören.
Ach! Ein dröhnendes Monument der Kunst!
Am 16. Juli ist in der Gstättingasse
Indem sich die Glieder des Berges ergossen,
eine rohe und ungeordnete Felsmasse niedergestürzt und hat alles zerstört.
die Hälfte (der Menschen) aus unserer Mitte reißend
Das Seminar der Zöglinge ist die Badestätte der Leichengöttin Libitina.
Die Kapelle der Muttergottes wird zum Fleischmarkt Des Todes.
Mit den Häusern gehen die Einwohner unter
[mit] den Eltern ihre Kinder
[mit] den Herren ihre Diener
Zuerst im lebendigen, nun im tödlichen Schlaf bestattet liegen sie unter der Erde.
Mit dem gleichen Schicksal, aber mit ungleicher Last,
Sind sie, ach!, bedeckt mit ihrem Los.
Das harte Schicksal hat den Ehepaaren das Ehezimmer zum Grab,
den Säuglingen und den Hunden die Schlafstätte zum Grab verwandelt
Wie der Nachkommenschaft die Erzählung des Felsens überbracht wird.
Du
Der du die Kluft des Berges und die Gräber der Verschlütteten schaust,
Sag seufzend:
Die Urteile Gottes sind vielfach unergründlich!

Das Epitaph soll in eine rote Marmorplatte graviert und anschließend an der Mauer des Bürgerspitalfriedhofs angebracht worden sein; an welcher Stelle es aufgestellt wurde, geht nicht aus den Quellen hervor. Es bleibt ungewiss, was aus

der Platte nach der Schließung des Bürgerspitalfriedhofs im Jahr 1789 wurde. Recherchen zum Epitaph selbst wie zu dessen Verbleib verbleiben erfolglos.

Die zerschmetterten Häuser der Gstättingasse hatten Handwerker bewohnt – Steinmetze, Maurermeister, ein hochfürstlicher Hoftrabant, ein Papierergesell, ein Büchsenmacher und ein Windtenmacher. Von dem Unglück betroffen war auch das Haus des Buchdruckers Katzenberger; in ihm waren die Druckstöcke der ersten Generalkarte Salzburgs aufbewahrt worden. Die Karte war 1551 von Marcus Setznagel (1525–1580) geschaffen worden. Sie ist als Setznagelkarte bekannt.

Den Betroffenen wurde durch den Bergsturz die Lebensgrundlage

geraubt. So ist es erstaunlich, dass sich nur eine Bittschrift fand, die einen direkten Bezug zum großen Mönchsbergsturz aufweist: Im Stadtratsprotokoll von 1669 wurde im Zuge der Sitzung vom 31. Juli das Ansuchen des Windtenmachers

Hannß Wilhelmb Haberkhorn, dem Besitzer der Gstättingasse 41, behandelt. Haberkhorns Haus wurde im Zuge des großen Mönchsbergsturzes zerstört, weshalb er die Obrigkeit um finanzielle Unterstützung bat. Er erhielt schließlich 12 Gulden von der Stadtkammer. Zudem wurde er im Jahr 1669 von der Dienst- und Weihsteuer befreit.

Zur Topographie Salzburgs vor und nach dem Bergsturz existieren auch mehrere bildliche Darstellungen.

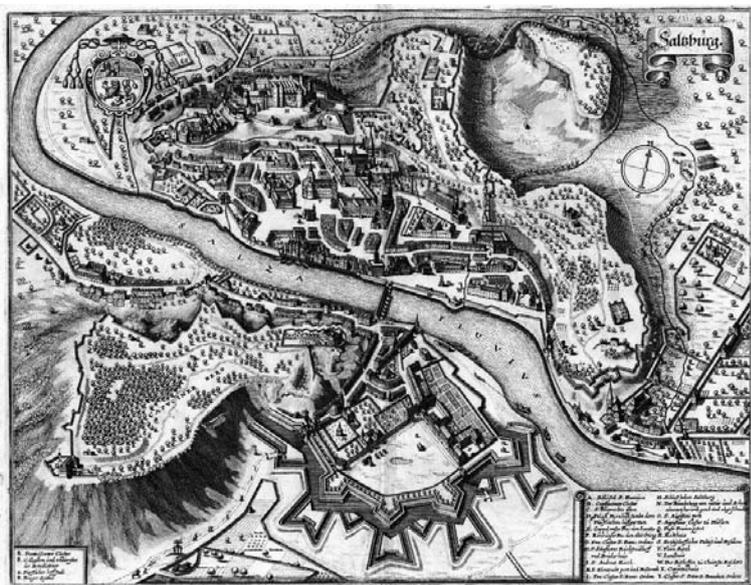
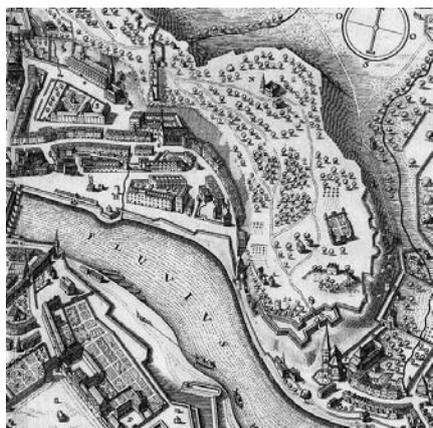


Abb. 3: „Salzburg 1644“, Kupferstich von Matthäus Merian, unpaginiertes Blatt aus der „Topographia Bavariae“ (1644) (Salzburg, Sondersammlungen der Universität Salzburg G II 1185 sowie Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum Inv. Nr. 10370, Kapsel 1126).

Abb. 3a: „Salzburg 1644“, Kupferstich von Matthäus Merian, unpaginiertes Blatt aus der „Topographia Bavariae“ (1644) (Salzburg, Sondersammlungen der Universität Salzburg G II 1185 sowie Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum Inv. Nr. 10370, Kapsel 1126), Detail.

Abb. 4: „Ware und Eigentliche Abbildung der Ertzbischoflichen Residenz Statt Salzburg“, Kupferstich von Lucas Schnitzer zu einem anonymen Flugblatt mit dem Titel „Kurtzer / doch warhafter Bericht / von dem unlängst den 6. 16. Julii An. 1669. zu Salzburg unversehens beschehenen traurigen Bergfall“ (1669) (Salzburg, Bibliothek des Salzburg Museums, Inv. Nr. 63/52 bzw. Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, Inv. Nr. HB 19815, Kapsel 1370), Detail.



Ein Kupferstich von der Stadt Salzburg aus der Vogelperspektive wurde 1644, d. h. 25 Jahre vor dem großen Mönchsbergsturz, von Matthäus Merian angefertigt (Abb. 3). In der linken Ecke des Bildes ist das Wappen des Salzburger Erzbischofs Paris Lodron dargestellt. Merians Stich diente wohl dem Kupferstecher Lucas Schnitzer sowie einem weiteren, allerdings unbekanntem Künstler als Vorlage für weitere Darstellungen der Stadt.

Ein anonymes Flugblatt trägt den Titel „Kurtzer / doch warhafter Bericht / von dem unlängst den 6. 16. Julii An. 1669. zu Salzburg unversehens beschehenen traurigen Bergfall“; es wurde mit einem Kupferstich von Lucas Schnitzer illustriert (Abb. 4). Schnitzer fertigte seinen Stich wohl in den Jahren 1669/70 an. Er dürfte Merians Arbeit als Vorlage gewählt haben. Merians und Schnitzers Werke sind mit Ausnahme von wenigen Abweichungen ident. So befindet sich bei Schnitzer in der linken Ecke des Bildes nicht mehr das Wappen des Salzburger Erzbischofs Paris Lodron, sondern jenes von Guidobald von Thun. Daraus lässt sich schließen, dass das Bild als Andenken an den ein Jahr zuvor verstorbenen Landesherrn entstand. Eine weitere und wohl eher zutreffende Möglichkeit wäre, dass der Stich bereits zu Lebzeiten Guidobalds als Widmungsblatt für ihn angefertigt worden war und Schnitzer den großen Mönchsbergsturz ebenso wie den entsprechenden Text nachträglich in seine Arbeit einfügte.

In der um sechs Bezeichnungen erweiterten Legende weisen die Buchstaben E und F auf den großen Mönchsbergsturz hin. Es ist deutlich zu sehen, dass eine Unzahl an Steinen auf die Häuser der Gstättingasse niederstürzt und diese förmlich unter sich begräbt. Helfende und Opfer finden in der Darstellung keinen Eingang.

Bei einer weiteren Darstellung der Stadt handelt sich um keine originalgetreue Abbildung Salzburgs (Abb. 5). So sind nur die wenigsten der dargestellten Gebäude identifizierbar. Die Festung und der Dom sind dem Original nachempfunden, Wohnhäuser dürften stattdessen willkürlich platziert worden sein.

Bei einer weiteren Darstellung der Stadt handelt sich um keine originalgetreue Abbildung Salzburgs (Abb. 5). So sind nur die wenigsten der dargestellten Gebäude identifizierbar. Die Festung und der Dom sind dem Original nachempfunden, Wohnhäuser dürften stattdessen willkürlich platziert worden sein.



Abb. 5: Ansicht von Salzburg mit dem Bergsturz von 1669, Kupferstich zu einem anonymen Flugblatt mit dem Titel „Eigentliche Abbildung und Ausführlicher Bericht von dem kläglichen und sehr erbärmlichen Berg-Fall / bey der in gantz Teutschland wol bekannten und sehr berühmten Stadt Salzburg / Welcher sich leider mit grosser Bestürzung der Saltzburgischen Inmwohner zugetragen / und was bishero weiter davon zu melden dieses 1669. Jahrs“ (Salzburg, Bibliothek des Salzburg Museums, Inv. Nr. 809/49).

Der Mönchsberg wirkt nicht bedrohlich; die wahllos bis zum Fuß des Berges gezeichneten Bäume verharmlosen vielmehr das Geschehen. Es ist davon auszugehen, dass der unbekannte Künstler über keine Ortskenntnisse der Stadt verfügte und sich bei der Erstellung des Bildes an ihm vorliegenden Salzburger Ansichten orientierte.

Riesige Felsbrocken, die mitunter größer als die einzelnen Quartiere der Gstättengasse sind, stürzen auf die dortigen Häuser nieder. Die BewohnerInnen werden jedoch nicht dargestellt.

Schließlich ist auch das Werk eines unbekanntes Künstlers dem

Stich Merians nachempfunden (Abb. 6). Der vergrößerte Ausschnitt (Abb. 6a) veranschaulicht den großen Mönchsbergsturz. Riesige Felsbrocken und Staubwolken verdecken die Häuser der Gstättengasse. Auffällig ist, dass dies die einzige bildliche Darstellung ist, in der Menschen gezeigt werden. Diese sind unproportional groß dargestellt; vermutlich versuchte der Künstler dadurch das Ausmaß des Leids der Opfer abzubilden. Die vom Bergsturz in Mitleidenschaft Gezogenen schreien in erster Linie wohl um Hilfe, vermutlich aber auch vor Schmerz und Angst. Viele reißen ihre Arme in die Höhe und verleihen so ihrer

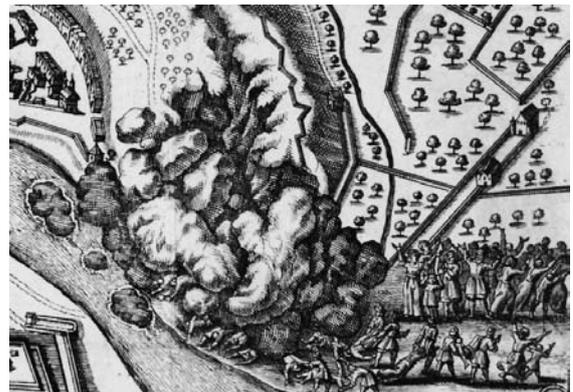
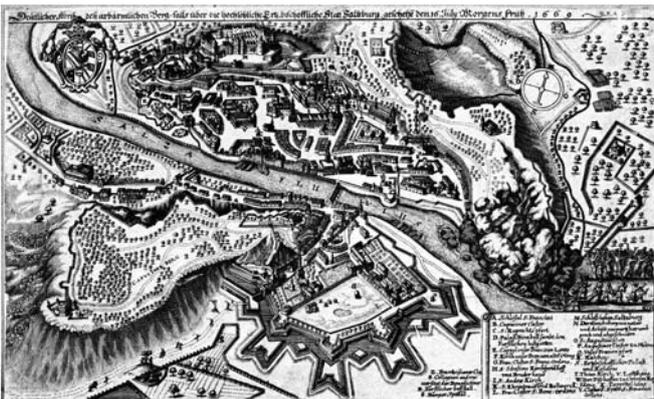
Verzweiflung Ausdruck. Manche versuchen Verletzte und Leichen aus den Trümmern zu bergen. Im Hintergrund des Bildausschnittes ist der Mönchsberg zu sehen. Bäume sind willkürlich platziert, es werden weder Felsen noch Steine gezeigt; so wird vielmehr der Eindruck eines Flachlandes als eines Berges vermittelt.

Zur Deutung des großen Mönchsbergsturzes

Die Bevölkerung Salzburgs war bestrebt, die Ursache des Mönchsbergsturzes herauszufinden. Hierbei wurde auf rationale Erklärungsversuche wie auf symbolische Deutungsweisen zurückgegriffen. Zu berücksichtigen ist, dass beinahe alle Berichte von Vertretern der Kirche verfasst wurden; Ausnahmen bilden historiographische Darstellungen, die sich in erster Linie auf das Schadensausmaß konzentrieren. Die Autoren der Flugblätter sind unbekannt. Reiseberichte, die mitunter Jahrzehnte nach dem Unglück verfasst wurden, unternehmen keine Erklärungsversuche, weshalb sich der große Mönchsbergsturz ereignet haben könnte.

Auffällig ist, dass alle Quellen, die sich dem Deutungsaspekt widmen, einen Bezug zu Gott aufweisen. Gott wurde sowohl als „barmherziger Vater“ als auch als „strenger Richter“ erlebt. Bemerkenswert ist, dass in einer Totenrotel zweier Patres der

Abb. 6 und 6a: „Deutlicher Abriß deß erbärmlichen Bergfalls über die hochlöbliche Ertzbischoffliche Statt Salzburg geschehe(n) den 16. July Morgens früh 1669“, Kupferstich (Salzburg, Bibliothek des Salzburg Museums, Inv. Nr. 1143/49), Gesamtansicht und Detail.



Teufel als Urheber des extremen Naturereignisses betrachtet wird.

Unterschiedliche Deutungsmuster wurden häufig miteinander kombiniert. Dies bedeutet, dass die Betroffenen den großen Mönchsbergsturz zwar mit Gott in Verbindung brachten, mitunter aber zugleich nach natürlichen Ursachen des Unglücks suchten. Ein Beispiel: Der Abt Amand Pachler führt in seinem Diarium drei Deutungsweisen an, die sich auf Gott, der Natur und der Ratio begründen. Pachler schildert zunächst das Unglück, gibt Auskunft über das Schadensausmaß und schließt seine Ausführungen mit den Worten: „Möge Gott alles zum Guten wenden und sich unser erbarmen!“ Daraus lässt sich ableiten, dass Pachler – wie es für Kirchenvertreter üblich war – davon ausging, dass Gott Einfluss auf das weitere Geschehen nehmen konnte und sich ihm anvertraute. An den Bericht ist das S. 25 zitierte Epitaph von Pater Roman Molitor gefügt. Die Anmerkung „... Indem sich die Glieder des Berges ergossen, eine rohe und ungeordnete Felsmasse niedergestürzt ...“ deutet darauf hin, dass der Geistliche den Bergsturz auf eine natürliche Ursache zurückführt, zugleich aber den Berg personifiziert. Zudem verweist er, als Katholik, auf die römische Göttin Libitina, indem er schreibt: „Das Seminar der Zöglinge ist die Badestätte der Leichengöttin Libitina.“ Der Geistliche beendet sein Werk mit den Worten „Die Urteile Gottes sind vielfach unergründlich!“ (Salzburg, Archiv St. Peter HS. A. 54, fol. 92-93) Diese Bemerkung weist auf eine fatalistische Stimmung angesichts des Unglücks hin.

Im Anschluss an das Gedicht führt Pater Amand Pachler noch eine Forderung des Landesfürsten Max Gandolph von Kuenburg an:

„... Nach diesem so großen Bergsturz befahl er den uns benachbarten Berg zu besichtigen, ob nicht unserem Kloster (= St. Peter) etwas Ähnliches drohe, und es wurde oberhalb vom Eremitorium des seligen

Maximus ein riesiger Felsbrocken entdeckt, der abzustürzen drohte, wie auch kleinere Felsbrocken und herausragende Steine, welche sowohl den benachbarten Gebäuden und Gräbern, dem jetzigen Eremitorium, mit Absturz und Zerstörung drohten. ...“ (Salzburg, Archiv St. Peter HS. A. 54, fol. 94.)

Dieser Auftrag zur Nachschau gibt Grund zur Annahme, dass die Obrigkeit das Unglück (auch) auf natürliche Ursachen zurückführte.

Zur Bewältigung des großen Mönchsbergsturzes

Unmittelbar nach dem großen Mönchsbergsturz setzten die Aufräumungsarbeiten ein; wie bereits erwähnt, waren Gesteinsbrocken aus der Mitte des Berges heraus gebrochen, nun schwebte ein noch verbliebenes Felsstück bedrohlich über der Gstättengasse. Auf Befehl des Erzbischofs mussten die BewohnerInnen deshalb ihre Wohnungen zu ihrem eigenen Schutz vorübergehend verlassen. Zudem war es Aufgabe der Helfenden, Verletzte und Leichen zu bergen. Ferner wurden Trümmer beseitigt und verschüttete Wege wiederhergestellt. In der Festungsgasse weist folgende Inschrift, die heute an der Stützmauer der Terrasse des Stieglkellers angebracht ist, auf die Folgen des großen Mönchsbergsturzes hin:

*HANC VIAM PENITUS
COLLAPSAM
RESTAURAVIT ET LAPIDEIS FUN
DAMENTIS ROBORAVIT
MAX: GAND: EX CO:
MIT: DE KUENBURG D: G: ARCHI
EPISCOPUS ET PRINCEPS SALIS
BURGENSIS
AÑO DOMINI M. DC. LXX*

Diesen völlig verfallenen Weg hat Max Gandolph aus dem Grafengeschlecht von Kuenburg, von Gottes Gnaden Fürsterzbischof von Salzburg, im Jahre des Herrn 1670 wiederhergestellt und mit Steinfundamenten verstärkt.

Die Markus-Kirche wurde zwischen 1699 und 1704 im Auftrag von Erzbischof Johann Ernst von Thun durch Johann Bernhard Fischer von Erlach neu erbaut. Sie diente jetzt den in die Gstätten verlegten Ursulinen als Klosterkirche.

Das zweite Gotteshaus, das durch den großen Mönchsbergsturz ruiniert worden war, war das „Unserer Lieben Frau am Bergl“-Kirchlein. Jene Teile des Gebäudes, die sich außerhalb der Felswand befunden hatten, waren zerstört worden. Das Kirchlein wurde zehn Jahre nach der Katastrophe, im Jahr 1679, auf Befehl des Landesherrn Max Gandolph von Kuenburg erweitert und neu aufgebaut.

Manche schlugen aus dem großen Mönchsbergsturz auch Profit: Wie ein Vermerk in der so genannten Doppler-Häuserchronik zeigt, nutzte der Bierbrauer Ehrenreich Stockhammer die Möglichkeit, die Grundstücke zerstörter Häuser günstig zu erwerben und kaufte so die Häuser vom Stiegl- bis zum Mesnerhaus, an deren Stelle er 13 Jahre später einen 373 Meter langen Bau errichten ließ.

Um Unglücke wie den großen Mönchsbergsturz künftig zu verhindern, kamen die „Salzburger Bergputzer“ zum Einsatz. Ursprünglich waren dies Salinenarbeiter aus Hallein, die in unregelmäßigen Abständen nach Salzburg gerufen wurden, um die Stadtberge auf loses Gestein hin abzuklopfen; die Notwendigkeit einer regelmäßigen Säuberung wurde jedoch erst im 18. Jahrhundert erkannt.

Weitere Möglichkeiten zur Bewältigung des Unglücks bildeten die Stiftung von Messen sowie die künstlerische Auseinandersetzung mit dem Ereignis. So geben Kunstwerke einerseits preis, wie das Unglück wahrgenommen und andererseits mitunter auch wie es gedeutet wurde; gleichzeitig unterstützte die Konfrontation mit dem Geschehenen den Aufarbeitungsprozess, d. h. die Bewältigung.

Ein Vergleichsbeispiel: Der Bergsturz von Plurs

Schon in einem anonymen Flugblatt, das über den großen Mönchsbergsturz berichtete, wird der Salzburger Bergsturz mit jenem von Plurs verglichen (Salzburg, Bibliothek des Salzburg Museums Inv. Nr. 63/52 bzw. Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum Inv. Nr. 19815, Kapsel 1370). Der Bergsturz von Plurs ereignete sich am 25. August 1618. Die Stadt Plurs lag im italienischsprachigen Bergell und zählte im 17. Jahrhundert zum Untertanenland von Graubünden. Plurs bildete im 17. Jahrhundert eine kleine Handelsstadt, die direkt am Fuß des Monte Conto – ähnlich wie Salzburg am Fuß des Mönchsbergs – gebaut war (Kahl 1984: 249). Die Rekonstruktion des Bergsturzes erfolgt unter Berücksichtigung naturwissenschaftlicher und kulturgeschichtlicher Erkenntnisse.

Die Gesteinsbeschaffenheit des Monte Conto ist insofern mit jener des Mönchsbergs vergleichbar, als beide Berge aus kompaktem Fels, d. h. aus dichtem, zähem Material, aufgebaut sind und somit zu größeren Gesteinsabbrüchen neigen. Im Unterschied zum Monte Conto ist der Stein des Mönchsbergs jedoch vergleichsweise porös.

Der Monte Conto wie der Mönchsberg waren Rohstofflieferanten der StadtbewohnerInnen, die Steinbruchstätigkeit stellt daher einen verbindenden vorbereitend-anthropogenen Faktor der Bergstürze von Plurs und Salzburg dar: In Plurs wurde Lavezgestein abgebaut (Presser²1963: 8 und Zeller 2002: 31), in Salzburg konzentrierte man sich auf die Gewinnung von Bausteinen. An beiden Bergen waren an mehreren Stellen Steinbrüche angelegt worden; dies hatte zur Folge, dass ihr Hangfuß abgebaut wurde und es zur Destabilisierung der darüber liegenden Felsschichten kam. Ein weiterer, allerdings naturbedingter, gemeinsamer Faktor des Monte Conto und des Mönchsbergs war

die Bildung von Klüften, die die beiden Bergstürze begünstigte; als auslösende Faktoren können die starken Niederschläge, die beiden Bergstürzen vorangingen, bewertet werden: Der Spätsommer 1618 war in Plurs ähnlich regenreich wie der Sommer 1669 in Salzburg.

Fortunatus Sprecher von Bernegg war Kommissar von Graubünden; er hatte sich während des Bergsturzes von Plurs im drei Kilometer entfernten Chiavenna aufgehalten. Als Regierungsvertreter war es seine Aufgabe, nach dem Unglück wieder für Recht und Ordnung in Plurs zu sorgen und die Regierung von Chur über seine Tätigkeit zu informieren. Einen Tag nach dem Unglück, am 26. August 1618, verfasste er den ersten Bericht an die Obrigkeit. Dieser dürfte die älteste Darstellung des Unglücks sein und anderen Schriftstücken als Vorlage gedient haben. Aus dieser Meldung geht hervor, dass es am 25. August 1618 gegen 20 Uhr zu einem Felssturz an jener Seite des Monte Conto kam, an der Lavezgestein abgebaut wurde. Er begrub etliche Weinberge des nahe gelegenen Dorfes Chilano. Am späten Abend brach der Berg schlussendlich in sich zusammen und begrub die Stadt Plurs wie auch das schon zuvor in Mitleidenschaft geratene Dorf Chilano. Das Unglück überlebten nur jene BewohnerInnen, die sich in der Unglücksnacht außerhalb der Stadt bzw. des Dorfes aufgehalten hatten.

Eine alte Frau aus dem nahen St. Abundj berichtete, dass sie am Abend des 25. August ein Rauschen vernommen und Staub den Himmel bedeckt hatte. Der Fluss Mera war durch den Bergsturz beinahe einhalb Stunden gestaut worden und hatte die EinwohnerInnen in Angst und Schrecken versetzt. Diese hatten befürchtet, dass es zu Überschwemmungen kommen werde und waren daher in höher gelegene Ortschaften geflüchtet. Sprecher hatte die Leute gebeten, nach Verletzten zu suchen, doch bestand nur wenig Aussicht, Lebende zu bergen. Die Schuttberge

waren nämlich an manchen Orten höher als die Kirchturmspitzen. Sprecher erfuhr in Gesprächen, dass es bereits zehn Jahre zuvor zu einem Bergsturz in Plurs gekommen sei. Weiters wurde ihm von zwei Personen berichtet, dass am 25. August zur Mittagszeit die Bienen von Castesegna nach Scatton geflogen seien. Auch in Scatton seien die Bienen aus ihren Behausungen geschwirrt. Die Insekten sollen sich gegenseitig derart attackiert haben, dass die meisten tot auf die Erde fielen und die Straßen säumten. Sprecher schloss seine Ausführungen mit der Aufforderung zu beten:

„... O lassendt unss beten, doch gantz inbrünstig, das Gott seinen grossen Zorn stille, und unss nicht nach unserem verdienen straffe, sonder mit den augen seiner barmherzigkeit ansehe, und vor weiterem unfall gnedig behüette, Amen. ...“ (Bergsturzbericht des Fortunatus Sprecher, zitiert nach Kahl 1984: 250)

Danach vermerkte er das Datum und unterzeichnete das Schreiben.

Auch in Salzburg ist ein Schriftstück erhalten, in dem die Obrigkeit von dem großen Mönchsbergsturz berichtet. Hierbei handelt es sich um die bereits erwähnte Gegenrelation des Landesfürsten Max Gandolph von Kuenburg. Er verfasste diese, um Gerüchten über den großen Mönchsbergsturz gegenzusteuern.

Die Quellenlage zu bildlichen Darstellungen zum Bergsturz von Plurs ist außerordentlich gut, es liegen deutlich mehr Abbildungen als zum großen Mönchsbergsturz vor. Dies ist insofern erstaunlich, als sich der Bergsturz von Plurs 51 Jahre vor dem großen Mönchsbergsturz ereignete. Angemerkt sei aber, dass keine Darstellungen von Plurs existieren dürften, die vor dem Bergsturz angefertigt wurden. Dies lässt sich vermutlich darauf zurückführen, dass Plurs erst durch den Bergsturz in das öffentliche und somit auch in das künstlerische Interesse rückte. Aus Platzgründen wird hier nur eine Darstellung von

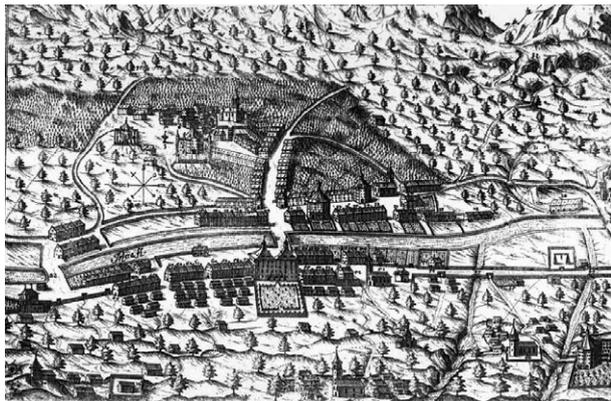


Abb. 7: Das Städtchen Plurs vor dem Bergsturz von 1618, Einblattdruck von Johann Hardmeyer, Zürich 1618 (Zürich, Privatbesitz), Detail, entnommen aus Kahl 1984: Abb. 10.

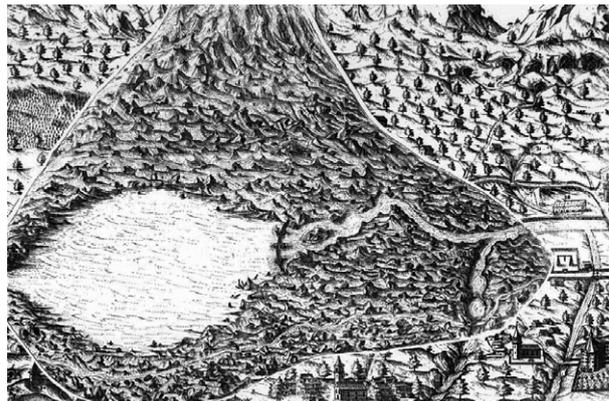


Abb. 8: Das vom Bergsturz von 1618 bedeckte Gebiet (Deckblatt des Einblattdrucks), Kupferstich von Johann Hardmeyer, entnommen aus Kahl 1984: Abb. 13.

Hardmeyer gezeigt. Über diese kann ein Deckblatt geklappt werden, das einen Trümmerhaufen und die zu einem See aufgestaute Mera zeigt.

Bei der Darstellung von Plurs vor dem Bergsturz (Abb. 7) handelt es sich um ein Phantasiegebilde. Auf der linken Seite auf Höhe der Bildmitte ist eine Windrose abgebildet, die Richtung Norden, d. h. nach oben, zeigt. Diese Darstellung ist allerdings inkorrekt, denn der Fluss Mera fließt bei Plurs in ostwestlicher Richtung. Auch die Weinberge wurden wohl willkürlich eingezeichnet, sie befinden sich nachweislich bis heute an den Hängen jenseits der Mera, also an jenen Stellen, an denen in der Zeichnung Bäume platziert wurden. Die Häuser wurden nach polygonalem Grundriss gezeichnet, d. h. in einer Bauweise, die im 17. Jahrhundert im Raum Plurs für Kirchen, aber nicht für Wohngebäude verwendet wurde. Es kann somit davon ausgegangen werden, dass der Zeichner Plurs vor seiner Zerstörung wohl nicht gekannt hat.

Abb. 8 zeigt das Klappbild zu Abb. 7. Dieses Deckblatt umfasst das Bergsturzgebiet: Massen von Schutt und den aufgestauten Fluss Mera.

Zur Deutung des Bergsturzes von Plurs

Anders als der große Mönchsbergsturz wurde der Bergsturz von Plurs

durch eine Prodigie angekündigt: Am Unglückstag soll ein Bauer in den Wald gegangen sein, um eine Tanne zu fällen. Als er merkte, „daß der Grund unter ihm gewichen“, ließ er von seiner Arbeit ab, um die BewohnerInnen von Plurs vor dem „kuenfftigen Undergang“ zu warnen. Diese schenkten ihm jedoch keinen Glauben, sondern schlugen ihn nieder. Sie sollten ihre Überheblichkeit mit ihrem Leben bezahlen (Bericht aus Cleven, 26. August 1618, zitiert nach Falappi 1988: 121).

Der Bergsturz von Plurs wurde später ähnlich wie der große Mönchsbergsturz als Zeichen Gottes gedeutet. Das Unglück wurde sowohl als Gottes Gewalt, d. h. als Strafe für den unsoliden Lebenswandel der Menschen, als auch als Warnung des Allmächtigen ausgelegt. Als der Fluss Mera durch den Bergsturz gestaut worden war; dürften sich die Menschen an eine Erzählung der Bibel erinnert und in dem Naturspektakel voll Panik eine weitere Strafe Gottes gesehen haben. Die Tatsache, dass es zu keinen Überschwemmungen gekommen war, wurde als Wunder und Gnade Gottes verstanden.

Die ZeitgenossInnen waren angesichts der Katastrophe bestrebt, ihr Leben nach den Geboten Gottes auszurichten, um diesen zu besänftigen: Im Unterschied zum großen Mönchsbergsturz wurde in den ausgewerteten Quellen keine

natürliche Ursachenforschung des Unglücks betrieben. Dies lässt sich vermutlich dadurch erklären, dass es kaum Überlebende der betroffenen Ortschaften gab, die eine genaue Aufklärung der Katastrophe gefordert hätten.

Zur Bewältigung des Bergsturzes von Plurs

Wie nach dem großen Mönchsbergsturz setzten auch nach dem Bergsturz von Plurs rasch die Aufräumarbeiten ein. Wenngleich es in Plurs, anders als in Salzburg, kaum Überlebende gab, so galt es zumindest die Toten zu bergen. Um die Verwaltungstätigkeit im Katastrophengebiet wiederaufnehmen zu können, war es nötig, die erbberechtigten Hinterbliebenen ausfindig zu machen. Hierbei dürfte sich der Druck von Hardmeyer als hilfreich erwiesen haben. Er stellte eine katastermäßige Rekonstruktion der Lage einzelner Grundstücke dar, die es erlauben sollte, die einzelnen Besitztümer in den Trümmerfeldern auszumachen, um den Wiederaufbau der verschütteten Stätten voranzutreiben.

Um Unglücksfälle wie den Bergsturz von Plurs und den großen Mönchsbergsturz zu bewältigen und künftig zu verhindern, suchten die ZeitgenossInnen Trost und Hilfe im Gebet. Die Menschen wurden in den Berichten häufig aufgefordert,

Gott anzurufen. In Salzburg kamen zudem die „Bergputzer“ zum Einsatz. Die Notwendigkeit einer regelmäßigen Säuberung der Felsen wurde im 17. Jahrhundert allerdings noch nicht erkannt. In den für diese Arbeit ausgewerteten Berichten zu Plurs fanden sich keine Hinweise auf eine ähnliche Bewältigungsmaßnahme nach dem Bergsturz.

Resümee

Der große Mönchsbergsturz in der Stadt Salzburg wurde nun erstmals umfassend aufgearbeitet (Hauer 2007). Hierbei wurden naturwissenschaftliche wie kulturgeschichtliche Erkenntnisse berücksichtigt. Da der große Mönchsbergsturz in einem Flugblatt mit dem Bergsturz von Plurs verglichen wurde, wurde dieser als Vergleichsbeispiel herangezogen. Die Stadt Plurs wurde 1618 gemeinsam mit dem Dorf Chilano durch den Bergsturz komplett zerstört. Bei näherer Betrachtung ließen sich Gemeinsamkeiten zwischen den beiden extremen Naturereignissen feststellen: Plurs bildete im 17. Jahrhundert eine kleine Handelsstadt, die direkt am Fuß des Monte Conto, ähnlich wie Salzburg am Fuß des Mönchsbergs, gebaut war. Beide Berge, die aus kompaktem Fels aufgebaut sind und somit zu größeren Gesteinsabbrüchen neigen, dienten den StadtbewohnerInnen als Rohstofflieferanten. In Salzburg wurden Bau- und in Plurs Lavezsteine gewonnen. Durch die Errichtung von Steinbrüchen wurde der Hangfuß der Berge abgebaut; dies führte zur Destabilisierung der darüber liegenden Felsschichten. Das Zusammenspiel von Kluftbildungen und starken Niederschlägen gilt als vorbereitender bzw. auslösender Faktor des großen Mönchsbergsturzes und des Bergsturzes von Plurs.

Schriftliche und bildliche Quellen zeigen, dass die beiden Bergstürze

mit Schrecken wahrgenommen und häufig als Zeichen Gottes gedeutet wurden. Im Unterschied zum großen Mönchsbergsturz wurde in den ausgewerteten Quellen zum Bergsturz von Plurs keine natürliche Ursachenforschung des Unglücks betrieben. Dies lässt sich vermutlich dadurch erklären, dass es kaum Überlebende der betroffenen Ortschaften gab, die eine genaue Aufklärung der Katastrophe gefordert hätten.

Hinsichtlich der Bewältigung wurde in beiden Städten rasch mit den Aufräumarbeiten begonnen. Es galt Verletzte und Tote zu bergen. Zudem suchten die ZeitgenossInnen Trost und Hilfe im Gebet.

Für Salzburg wurden zudem inschriftliche Quellen herangezogen, die vor allem Aspekte der mentalen Bewältigung allgemein berühren. Weiters kamen die „Bergputzer“ zum Einsatz. Ursprünglich waren dies Salinenarbeiter aus Hallein, die in unregelmäßigen Abständen nach Salzburg gerufen wurden, um die Stadtberge auf loses Gestein hin abzuklopfen; die Notwendigkeit einer regelmäßigen Säuberung wurde jedoch erst im 18. Jahrhundert erkannt. Durch ihre Arbeit konnten größere Unglücke verhindert werden. Die Bergputzer verrichten selbst heute, 339 Jahre nach der Katastrophe, auf Salzburgs Stadtbergen noch regelmäßig ihre Arbeit.

LITERATUR

- Historischer Atlas der Stadt Salzburg (Schriftenreihe des Archivs der Stadt Salzburg 11). Salzburg 1999.
- W. DEL NEGRO, Erläuterungen zur geologischen Karte der Umgebung der Stadt Salzburg 1: 50.000. Mit 4 Abbildungen. Wien 1979.
- G. P. FALAPPI, Relazioni su Piuro dopo la frana, in: G. Scaramellini/G. Kahl/G. P. Falappi, La frana de Piuro del 1618. Storia e immagini di una rovina. Piuro 1988, 107-374.
- K. HAUER, ... plötzlich viel Häuser zerschmettert, zerknirschet und tieff in die Erde geschlagen. Zur Wahrnehmung, Deutung und Bewältigung von Bergstürzen in der Stadt Salzburg vom Spätmittelalter bis zum großen Mönchsbergsturz von 1669 (ungedr. phil. Diplarb. Salzburg). Salzburg 2007.
- A. HEIM, Bergsturz und Menschenleben. Zürich 1932.
- G. KAHL, Plurs. Zur Geschichte der Darstellung des Fleckens vor und nach dem Bergsturz von 1618 (Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 41). Zürich 1984.
- A. LANDWEHR/St. STOCKHORST, Einführung in die europäische Kulturgeschichte. Paderborn/München/Wien/Zürich 2004.
- Ch. PFISTER (Hg.), Am Tag danach. Zur Bewältigung von Naturkatastrophen in der Schweiz 1500–2000. Bern/Stuttgart/Wien 2002.
- H. PRESSER, Vom Berge verschlungen, in Büchern bewahrt. Plurs, ein Pompeji des 17. Jahrhunderts im Bergell. Bern 1963.
- G. SCARAMELLINI/G. KAHL/G. P. FALAPPI, La frana de Piuro del 1618. Storia e immagini di una rovina. Piuro 1988.
- J. SCHORN, Die Erdbeben in Tirol und Vorarlberg, in: Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg. 3. Folge 46 (1902), 97-282.
- R. ZELLER, Wahrnehmung und Deutung von Naturkatastrophen in den Medien des 16. und 17. Jahrhunderts, in: Ch. Pfister (Hg.), Am Tag danach. Zur Bewältigung von Naturkatastrophen in der Schweiz 1500–2000. Bern/Stuttgart/Wien 2002, 27-38.
- F. V. ZILLNER, Geschichte der Stadt Salzburg, Bd. 2: Zeitgeschichte bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts. Salzburg 1890.

Bildquellen zu Naturkatastrophen in österreichischen Geschichtslehrbüchern der sechsten Schulstufe

Eine kritische Analyse

Einleitung

Bilder werden heute zwar bewusst in Schulbücher integriert, dennoch werden schriftliche und bildliche Quellen noch immer nicht gleich behandelt. Angaben zu(r) AutorIn, zur Datierung, zum Erscheinungs-ort, zur Technik und zum Format sollten ebenso selbstverständlich sein wie Hinweise auf Teilabdrucke, die ja die Aussage des Bildes verändern (Kaufmann 2000: 69). Auch im Unterricht wird der Fokus auf die Auseinandersetzung mit schriftlichen Quellen gelegt, „die Pädagogik misst Bildern zu wenig Bedeutung bei; sie erzieht kaum im Hinblick auf eine „Bildkompetenz“. Dies hat zur Folge, dass die meisten SchulabgängerInnen „piktorale AnalphabetInnen“ sind“ (Straßner 2002: 16). Um die derzeitige IST-Situation zu verändern, ist es wichtig, bewusst mit Bildern zu arbeiten; schließlich betrachtet bereits der Lehrplan Text- und Bildquellen als gleichwertig. Es liegt nun an den PädagogInnen, dieser Forderung nachzukommen und Schülerinnen und Schülern zu vermitteln, dass sie erst im Zuge einer bewussten Auseinandersetzung mit Bildern einerseits Informationen von diesen ableiten können und andererseits ihrer Suggestivkraft zu widerstehen lernen. Die Formel „Bild = valide Information aus der Vergangenheit“ ist wissenschaftlich inkorrekt und Schülerinnen und Schülern sollte verdeutlicht werden, dass Bilder eben NICHT Abbilder der Realität sind und NICHT zeigen „wie es

einmal war“, sondern dass Bilder Versuche der Rekonstruktion von vergangenem Geschehen sind, die es nach den Regeln der historischen Methode zu überprüfen gilt (Krammer 2006: 24).

Bilder zu Naturkatastrophen

Den folgenden Ausführungen liegt die Studie „Bilder zur Umweltgeschichte in Schulbüchern. Eine Analyse österreichischer Geschichtslehrbücher der sechsten Schulstufe“ (Hauer 2008) zugrunde.

Naturkatastrophen bilden ein Teilgebiet der Umweltgeschichtsforschung. Die Umweltgeschichte beleuchtet das Verhältnis von Mensch und Natur in der Vergangenheit, in der Gegenwart und in der Zukunft. In den analysierten Schulbüchern fanden sich 1.977 Abbildungen, 167 davon thematisieren das Mensch-Natur-Verhältnis. Das sind 8,45 %. Naturkatastrophen werden in den untersuchten Geschichtslehrbüchern nur marginal erwähnt.

In mehreren untersuchten Schulbüchern finden sich nur kurze sprachliche Bezüge auf Naturkatastrophen: In „einst und heute 2“ wird in den Bildlegenden zum Parthenon und zu einer Landschaftsaufnahme von Olympia lediglich auf Erdbeben hingewiesen (Huber 2005: 92 und 94); in „Geschichte live 2“ trägt die Karte von Mesopotamien keine Bildunterschrift. Im Vorspann des Kapitels werden aber mögliche Bedeutungen von Sintfluten angesprochen (Hammerschmid u. a. 2007: 31). In „Erlebnis Zeitreise 1“

wird ein Foto eines römischen Bergwerkes gezeigt und erklärt, dass „die damalige Abbaumethode die Landschaft zerstörte: Man hohlte den Berg so lange aus, bis er einstürzte“ (Buxbaum u. a. 2000/2006: 21). Die Folgen, die ein Einsturz eines Berges haben konnte, werden ebenso wenig angeführt wie Darstellungen, die extreme Naturereignisse selbst abbilden.

„Geschichte live 2“ und „Durch die Zeiten 2“ widmen den Vesuvausbrüchen, die sich im Jahr 79 n. Chr. zutrug, jeweils eine Seite. Während „Geschichte live 2“ nur das Unglück von Pompeji erwähnt, wird in „Durch die Zeiten 2“ auch jenes von Herculaneum genannt.

In „Geschichte live“ wird die Katastrophe den Schülerinnen und Schülern im „Live Magazin“, einer zeitungartig gestalteten Seite, näher gebracht. Die „Artikel“ werden durch ein Foto eines Opfers (Abb. 1) und durch ein Foto eines Freskos, das die Wand eines verschütteten Hauses schmückte (Abb. 2), illustriert.

Die Bildlegenden stellen die einzigen Erläuterungen zu den Abbildungen dar. Hinweise, wie die



Abb. 1: Dame mit den Ringen, entnommen aus Hammerschmid u. a. 2007: 73.



Abb. 2: Römisches Ehepaar, entnommen aus Hammerschmid u. a. 2007: 73.

Darstellungen analysiert werden könnten, werden nicht gegeben. In „Durch die Zeiten 2“ findet sich folgende Erwähnung:

„Einen besonders genauen Eindruck vom Alltagsleben der Römer gewähren bis heute die süditalienischen Städte Pompeji und Herculaneum. Die beiden Städte wurden am 24. August 79 n. Chr. von der Asche des Vulkans Vesuv begraben. Nach einer Reihe von Ausgrabungen wirken

Abb. 3: Gipsabdruck von zwei Opfern des Vesuvausbruchs 79 n. Chr., entnommen aus Vogel u. a. 2006: 72.



die Städte heute wie eine Momentaufnahme aus der Antike. Gebäude, Straßenzüge, aber auch die auf der Flucht verschütteten Menschen und Tiere blieben unter der Asche und dem Schlamm des Vulkans erhalten.“ (Vogel u. a. 2006: 72)

Dem Foto folgt die Schilderung des Unglücks durch den römischen Schriftsteller Tacitus und ein Arbeitsauftrag: „... schau dir die zwei Fotos aus Pompeji an und stell dir

Abb. 4: Die Via dell'Abbondanza in Pompeji, entnommen aus Vogel u. a. 2006: 73.



vor, dass du einer der Überlebenden des Infernos bist. Schreibe in einem Tagebucheintrag was du erlebt hast“ (Vogel u. a. 2006: 73). Das Lösen dieser Aufgabe erfordert eine bewusste Auseinandersetzung mit Text- und Bildquellen. Die Auseinandersetzung mit Bildern soll regelgeleitet verlaufen.

Ein Modell zur Analyse von umweltgeschichtlichen Bildern

Im Vorfeld einer Bildanalyse gilt es zu bedenken, dass die Betrachtenden zwischen zwei Rezeptionsebenen differenzieren müssen: zwischen der Rezeption des Bildes in der Zeit, in der es entstanden ist, und zwischen der Rezeption des Bildes in der Gegenwart. Der Ausgang einer Bildanalyse ist stets ungewiss, da „die von Bildern ausgehende optische Information selten eindeutig ist. Erst über einen Begleittext wird Eindeutigkeit herzustellen sein.“ (Straßner 2002: 15) Es wird wohl kaum das ganze Bild entschlüsselt werden können. Um dennoch möglichst viele Informationen zu erfassen macht es Sinn, sich im Vorfeld einen Fragenkatalog zu einzelnen Bildtypen zusammenzustellen, anhand dessen die zu analysierenden Bilder systematisch erarbeitet werden können.

Der Didaktiker Peter Weinbrenner entwarf in den 1990er-Jahren einen Fragenkatalog, um die Wirkung des Schulbuchs auf SchülerInnen, LehrerInnen sowie auf die Öffentlichkeit und auf internationale Beziehungen zu untersuchen (Weinbrenner 1995: 26).

Die hier angestellten Überlegungen erfolgen einerseits in Anlehnung an Weinbrenners Fragenkatalog, andererseits beziehen sie sich auch auf Panofskys und Krammers Modelle zur Bildanalyse: Ziel ist es, Lehrenden und Lernenden eine weitere Möglichkeit zu offerieren, die die Analyse von insbesondere umweltgeschichtlichen Darstellungen erleichtert (Panofsky 2006; Krammer 2006).

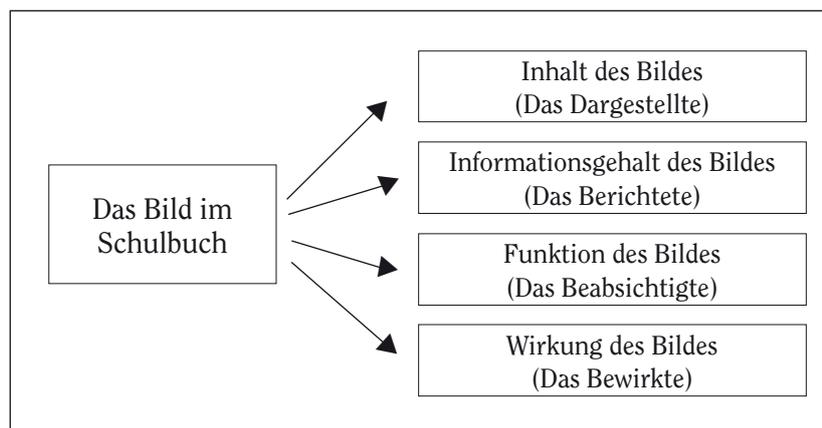


Abb. 5: Aspekte der Bildanalyse, entnommen aus Hauer 2008: 27.

Abbildung 5 verdeutlicht die wesentlichen Aspekte bei der Analyse von Bildern. So gilt es zunächst eine Bestandsaufnahme der bildlichen Zeichen, d. h. des Bildinhaltes, zu machen und das Dargestellte zu inventarisieren: Welche Personen, Gegenstände etc. sind abgebildet? Ziel ist es, das Abgebildete möglichst vollständig zu erfassen.

Die Frage „Welche Information gibt das Bild?“ zielt darauf ab, die Aussage des Bildes zu erfassen und zu verstehen sowie das Berichtete, d. h. die in ihm enthaltenen Botschaften und Stellungnahmen, zu erkennen.

Bilder können in Schulbüchern unterschiedliche Funktionen haben: Sofern der Schwerpunkt der Schulbücher auf einer textlichen Vermittlung liegt, dienen Bilder häufig in erster Linie der Illustration – Bilder haben hier lediglich die Aufgabe, „Vergangenes“ zu veranschaulichen. Andererseits können Bilder auch als Quellen verwendet und interpretiert werden. Dabei kommt der Bildlegende große Bedeutung zu, denn sie kann die Interpretation beeinflussen. Es wird zwischen denotiven und signifikativen Begleittexten unterschieden: Denotive Texte enthalten ausschließlich Informationen, die aus Bildern abgelesen werden können. Sie sind deskriptiv. Signifikative Texte gehen hingegen über den tatsächlichen Informationsgehalt von Bildern hinaus; sie interpretieren bereits

das Dargestellte und beeinflussen dadurch die Wahrnehmung von Abbildungen.

Während unterschiedliche denotive Texte zu einer Abbildung nicht stark voneinander abweichen, können sich signifikative Texte indessen deutlich voneinander unterscheiden (Cerman 1993: 280). Freilich muss die von den SchulbuchautorInnen beabsichtigte Funktion der Bilder von Lehrenden nicht übernommen werden, sondern kann für die eigenen Bedürfnisse modifiziert werden.

Der letzte Aspekt konzentriert sich auf die Wirkung von Bildern auf Lehrende und Lernende. Sie bestimmt, ob und wie Lehrerinnen und Lehrer Bilder im Unterricht einsetzen. Lehrende müssen hierbei darauf achten, ob Bilder die Lebenswelt von Schülerinnen und Schülern oder das Fremde zeigen.

Das Ziel einer Bildanalyse soll es sein, Bilder zum Sprechen zu bringen. Es ist nur möglich, das in Bildern wahrzunehmen, was man im Kopf hat. Umso wichtiger ist es, dass Schülerinnen und Schüler Bilder bewusst und kritisch betrachten. Sie sollen lernen, sie langsam zu erschließen und möglichst einer vergleichenden Quellenkritik zu unterziehen.

Ein Analysebeispiel

WAS ist auf dem Foto abgebildet?

Das Foto zeigt ein überschwemmtes Feld in einem sehr flachen Gebiet. Im Hintergrund sind Palmen zu erkennen. Das Feld wurde nach einem regelmäßigen Muster angelegt. So finden sich Reihen von kleinen, rechteckigen Feldabschnitten, die von längsförmigen, vermutlich etwas tiefer gelegenen Gräben durchzogen werden. Letztere sind ebenfalls in Abschnitte untergliedert und könnten für die Bewässerung verwendet werden.

Im Hintergrund befindet sich vermutlich ein Strohhaufen. Im vorderen Teil der Aufnahme ist ebenfalls Stroh zu sehen, das vielleicht Teil eines anderen Strohhaufens sein könnte; sofern es sich tatsächlich um einen Strohhaufen handelt, könnte die unbekannte Fotografin/der unbekannte Fotograf das Foto von diesem aus aufgenommen haben.

WAS wird nicht gezeigt?

Es wird nicht gezeigt, an welchem Ort und zu welcher (Jahres-)Zeit das Foto entstanden ist. Abgesehen



Abb. 6: Schlammschicht auf einem Feld, entnommen aus Wald u. a. 2004/2007: 37.

vom Feld werden keine Hinweise gegeben, die die Einordnung des Bildes erlauben würden.

Zu welchem Zweck könnte das Foto gemacht worden sein?

Da die Fotografin/der Fotograf unbekannt ist, lässt sich der Zweck, zu dem das Foto gemacht worden ist, nur erahnen: Es könnte im Urlaub als Erinnerung aufgenommen worden sein oder als Veranschaulichung für einen Wetterbericht. Eine weitere Möglichkeit wäre, dass es visueller Bestandteil eines Spendenaufrufs für Menschen der betroffenen Region ist und es die Hilfsbereitschaft potentieller Geldgeberinnen und Geldgeber fördern soll. Das Foto könnte auch während einer Feldforschung über (sofern zutreffend: saisonal wiederkehrende und) regional begrenzte Überschwemmungen entstanden sein und nun von UmweltforscherInnen als Anschauungsmaterial genützt werden. Außerdem könnte das Foto als Dokumentation von extremen Naturereignissen in einer Reportage eines wissenschaftlichen Magazins dienen.

WELCHE Perspektive (Vogelperspektive, Frontalaufnahme, etc.) wurde gewählt?

Das Foto wurde von einem erhöhten Standpunkt aus gemacht. Es wurde die Frontalperspektive gewählt.

WARUM könnte diese Perspektive gewählt worden sein?

Die Wahl der Perspektive wurde vermutlich gewählt, um Einblick in die Topografie geben zu können.

WANN und in WELCHER Situation wurde das Bild aufgenommen?

Das Foto wurde zu einem unbekanntem Zeitpunkt und, wie aus der Bildlegende hervorgeht, nach einer Überschwemmung aufgenommen.

Handelt es sich um einen Schnappschuss oder um eine geplante bzw. inszenierte Aufnahme?

Die Fotografin/der Fotograf ist nicht bekannt. So müssen die Fragen,

zu welchem Zweck und ob das Bild für eine Auftraggeberin/einen Auftraggeber aufgenommen wurde, unbeantwortet bleiben.

Kann man einen Auftraggeber/eine Auftraggeberin vermuten?

Möglich wäre, dass ein Wettersender, eine wissenschaftliche Organisation, ein wissenschaftliches Magazin oder eine Hilfsorganisation als Auftraggeber/Auftraggeberin fungierte.

Gibt es Anhaltspunkte dafür, dass das Bild nachträglich bearbeitet wurde?

Im Schulbuch findet sich kein Hinweis, dass das Foto nachträglich bearbeitet wurde.

Ist es in dem Medium, in dem es veröffentlicht wurde, mit einer Legende oder einem Kommentar versehen?

Was könnte vorher und was könnte nachher passiert sein?

Das Foto wurde mit folgender Legende versehen „Nach der Überschwemmung blieb eine dicke, fruchtbare Schlammschicht auf den Feldern zurück“ (Wald u. a. 2004/2007: 37). Offen bleibt die Frage, ob die Überschwemmung Teil eines regelmäßig wiederkehrenden natürlichen Zyklus in dieser Region ist oder ob sie eine Ausnahmeerscheinung darstellt. Sofern es sich um ein regelmäßig wiederkehrendes Phänomen handelt, darf angenommen werden, dass die Überschwemmung im Vorfeld der Erstellung eines Bewirtschaftungsplans von den betroffenen LandwirtInnen berücksichtigt wurde. Auf diesen können sie nun zurückgreifen.

Ist die Überschwemmung aber überraschend eingetreten, wird die Bewältigung den Betroffenen nun vermutlich Schwierigkeiten bereiten. Ihre ganze Ernte könnte vernichtet worden sein und in weiterer Folge könnte ihre Existenz gefährdet sein.

Stimmt das Dargestellte mit dem Kommentar überein?

Ob die Schlammschicht, die wie stehendes Wasser wirkt, „dick und

fruchtbar“ ist, ist nicht ergründbar. Es ist daher nicht feststellbar, ob das Bild wirklich zeigt, was es zu zeigen vorgibt. Eine ausführlichere Legende oder eine Beschriftung im Bild könnte diese Unklarheiten beseitigen.

WELCHE Informationen können durch das Foto gewonnen werden?

Das Foto zeigt ein großes, überflutetes Feld in einem südlichen Land, das eine ganz andere strukturelle Feldaufteilung aufweist, als dies in Österreich üblich ist. Schülerinnen und Schülern wird somit vor Augen geführt, dass in unterschiedlichen Ländern verschiedene Methoden der Bodenbearbeitung angewandt werden.

WELCHE Informationen können durch das Foto nicht gewonnen werden?

Es bleibt offen, wozu die längsförmigen, etwas tiefer gelegenen Gräben verwendet werden. Dienen sie der Bewässerung oder trennen sie vielleicht Grundstücke, in denen unterschiedliche Kulturpflanzen angebaut werden? Oder weisen sie Besitzverhältnisse aus?

Resümee

Resümierend lässt sich sagen, dass umweltgeschichtliche Themen und umweltgeschichtliche Darstellungen in erster Linie nur ein Subthema in unterschiedlichen Kapiteln der Lehrbücher bilden; sie sind daher vor allem nur aufgesplittet zu finden. Naturkatastrophen werden so gut wie gänzlich ausgespart. Für Schülerinnen und Schüler ist es somit schwierig, das Verhältnis von Mensch und Natur in zusammenhängender Weise zu erfassen. Eine Sensibilisierung für umweltgeschichtliche Themen ist im 21. Jahrhundert angesichts knapper werdender Ressourcen, steigender Umweltverschmutzung und häufig auftretender Naturkatastrophen aber unbedingt erforderlich.

Bildlegenden beeinflussen die Wahrnehmung der Darstellungen.

In den analysierten Schulbüchern wurden die Bildunterschriften häufig als unzureichend empfunden. Ein Beispiel: „Olympia entwickelte sich zu einem Wirtschafts- und Handelszentrum mit riesiger Hotellerie (sic!). Im 6. Jh. zerstörte ein schweres Erdbeben die Stadt, den Rest besorgte 900 n. Chr. eine verheerende Überschwemmung.“ (Huber ³2005: 94) Was nützt es umweltgeschichtlich interessierten Leserinnen und Lesern von Schulbüchern, wenn sie erfahren, dass Olympia nun ein „Wirtschafts- und Handelszentrum“ ist, aber nichts über die Wahrnehmung, Deutung und Bewältigung der Naturkatastrophen?

Das Ergebnis dieser Analyse stimmt nachdenklich. Es wurde im Vorfeld nicht angenommen, dass umweltgeschichtliche Abbildungen derart unterrepräsentiert sind. Problematisch ist vor allem, dass die für die Darstellung von umweltgeschichtlichen Themen meist verwendeten Rekonstruktionszeichnungen nur selten als solche ausgewiesen werden. Gerade jüngere Schülerinnen und Schüler betrachten Bilder häufig als Abbilder der Realität. Um Bilder richtig lesen zu können, kommt Lehrenden nun eine besonders verantwortungsvolle Aufgabe zu: Sie müssen die Lernenden einerseits mit Methoden der Bildanalyse und mit den Besonderheiten der unterschiedlichen Bildtypen vertraut machen und anderer-

seits versuchen, die aufgesplitteten umweltgeschichtlichen Themen in einen Kontext zu setzen. Nur so kann es gelingen, dass Schülerinnen und Schüler der sechsten Schulstufe das Verhältnis von Mensch und Natur in österreichischen Geschichtslehrbüchern in zusammenhängender Weise erfassen.

Es ist ein Desiderat, umweltgeschichtliche Bilder aus ihrem Substatus-Dasein in Geschichtslehrbüchern zu lösen. Sie sollten künftig gemeinsam mit Begleittexten als eigenständige Themen wie ein roter Faden durch Geschichtslehrbücher gespannt werden.

LITERATUR

- E. BUXBAUM u. a., *Erlebnis Zeitreise 1*. Wien 2000 (Nachdruck 2006).
- M. CERMAN, Die Fotografie als (sozial-)historische Quelle – Möglichkeiten und Grenzen eines „neuen“ Quellentyps, in: *Zeitgeschichte* 20, 9/10 (1993), 271-286.
- H. HAMMERSCHMID u. a., *Geschichte live 2. Geschichte und Sozialkunde, 6. Schulstufe*. Wien ⁶2007.
- K. HAUER, *Bilder zur Umweltgeschichte in Schulbüchern. Eine Analyse österreichischer Geschichtslehrbücher der sechsten Schulstufe* (ungedr. phil. Diplarb. Salzburg). Salzburg 2008.
- G. HUBER, *einst und heute 2. Geschichte und Sozialkunde*. Wien ³2005.
- G. KAUFMANN, *Neue Bücher – alte Fehler. Zur Bildpräsentation in Schulgeschichtsbüchern*, in: *GWU* 2 (2000), 68-87.
- R. KRAMMER, *Historische Kompetenzen erwerben – durch das Arbeiten mit Bildern?* in: ders./H. Ammerer (Hg.), *Mit Bildern arbeiten. Historische Kompetenzen erwerben* (Themenhefte *Geschichte* 2). Neuried 2006, 21-37.
- R. OLECHOWSKI (Hg.), *Schulbuchforschung (Schule-Wissenschaft-Politik 10)*. Frankfurt am Main 1995.
- E. PANOFSKY, *Ikonographie und Ikonologie. Bildinterpretation nach dem Dreistufenmodell*. Köln 2006.
- E. STRASSNER, *Text-Bild-Kommunikation • Bild-Text-Kommunikation (Grundlagen der Medienkommunikation 13)*. Tübingen 2002.
- B. VOGEL/B. WALLNER, *Durch die Zeiten. Geschichte 2. Klasse*. Wien 2006.
- A. WALD u. a., *Zeitbilder 2. Von der Urgeschichte bis zum Mittelalter*. Wien 2004 (Nachdruck 2007).
- P. WEINBRENNER, *Grundlagen und Methodenprobleme sozialwissenschaftlicher Schulbuchforschung*, in: R. Olechowski (Hg.), *Schulbuchforschung (Schule-Wissenschaft-Politik 10)*. Frankfurt am Main 1995, 21-45.

Christoph Kühberger

Umweltgeschichte im Unterricht Orientierungsbedürfnisse aufgreifen

Annäherungen an die Umweltgeschichte

Zusehends wird deutlicher und allgemein anerkannt, dass sich die Geschichtswissenschaft nicht nur zeitlich über Epochen organisiert, sondern auch über Fragestellungen. Umweltgeschichte, verstanden als jener Teil der interdisziplinären Forschung, der sich mit der Wechselbeziehung zwischen den Menschen und der sie umgebende „Natur“ bzw. „Umwelt“ in der Vergangenheit beschäftigt, gehört genau zu den derartig organisierten Subdisziplinen der modernen Geschichtswissenschaft. Solche Zugänge zur Vergangenheit machen unmissverständlich sichtbar, was den Ausgangspunkt jeder historischen Narration darstellt, nämlich eine Verunsicherung bzw. ein besonderes Interesse, das aus einem gegenwärtigen Orientierungsbedürfnis erwächst und Fragen an die Vergangenheit formuliert. Dies wird im Umfeld der Umwelt-

geschichte auch nicht verschwiegen. Die Historikerin Verena Winiwarter bekennt sich dazu eindeutig. Sie geht davon aus, „dass es Aufgabe der Wissenschaft ist, Grundlagenwissen

für die Lösung gesellschaftlicher Probleme bereitzustellen. [...] Auch die Umweltgeschichte dient der problemorientierten Selbstbeobachtung [der Gesellschaft, CK].“ (Winiwarter/Knoll 2007: 20). Dieser Umstand verweist auf eine wichtige Funktion dieser Teildisziplin. Sie nimmt sich bewusst eines gesellschaftlichen Problems an, um Veränderungen herbeizuführen, ohne jedoch dabei die Wissenschaftlichkeit aufzugeben (vgl. Kühberger/ Sedmak 2008: 75ff).

Kasten 1: Historische Perspektiven auf die Veränderungen der Umwelt (eigene Darstellung nach Jäger 1994: 6f; Rohr 2007: 19ff)

Typ	Naturprozesse	direkte Eingriffe der Menschen	indirekte Einwirkungen
Menschliche Einflussnahme	Ohne Zutun des Menschen verändert sich die Natur auch (Naturlandschaft)	Menschen greifen aktiv in die Umwelt ein (Kulturlandschaft)	über direkte Eingriffe werden (un)beabsichtigte Folgen herbeigeführt, die erhebliche Veränderungen mit sich bringen
	naturgeschichtliche Momente	wirtschafts-, technik-, agrar-, gesellschaftsgeschichtliche Momente etc.	
Beispiele	z.B. Gewässerläufe, Böden, Klima, Witterung, Oberflächenformen etc.	z.B. Roden von Wald für den Ackerbau, gezielter Transfer von Pflanzen und Tieren, Ausrottung von Tieren oder Schädlingen etc.	z.B. unbeabsichtigter Transfer von Pflanzen und Tieren, Überweidung, Bodenversalzung, Luftverschmutzung
Menschliche Reaktionen	kultur- und mentalitätsgeschichtliche Momente		
	Fragen nach der Wahrnehmung, Bewertung und Interpretation sowie Bewältigung der Veränderungen	Fragen nach den Denk- und Handlungsmustern, die zu Veränderungen führten und wie mit den Veränderungen umgegangen wird	Fragen nach der Wahrnehmung, Bewertung und Interpretation sowie Bewältigung der Veränderungen

Dabei sollte jedoch nicht übersehen werden, dass aus einem derartigen Engagement (*commitment*) heraus oft vorschnelle Schlüsse aus der Vergangenheit gezogen werden, die dabei eher gegenwärtige Befindlichkeiten offen legen, als in das Problem einzudringen. Rasch legt man sich auf eine „*bad story*“ oder eine „*good story*“ über den menschlichen Umgang mit Natur und Umwelt fest, ohne im Sinn der Multiperspektivität pessimistische und optimistische Varianten vergleichend durchzuspielen (Radkau 1997: 8). Meist sind es die romantisch verklärten Blicke zurück – wie etwa im Bereich der nordamerikanischen Kulturen – die „edle Wilde“ zur moralischen Belehrung heranziehen und dabei neueste Forschungserkenntnisse über den Umgang dieser Kulturen mit der Natur negieren. Ähnliche Idealisierungen, die durch pessimistische Gegenwartserfahrungen und durch einen tendenziellen Hang zur Politisierung zusätzlich erhöht werden, findet man etwa auch im Umfeld der Ur- und Frühgeschichte. Im Bereich der Umweltgeschichte geht es aber nicht um einen „moralischen Imperativ“ des Umweltschutzes, der uns MitteleuropäerInnen in ein moralisches Dilemma zwischen Weiterentwicklung und Stillstand bzw. Rückentwicklung zugunsten der Umwelt drängt, sondern um Kontextualisierungen, die historisch gewachsene menschliche Bedürfnisse und Situationen erhellen (Radkau 2003: 652).

Auswirkungen auf den Geschichtsunterricht

Die Auswahlproblematik, die sich für den Geschichtsunterricht immer wieder stellt, wird durch einen solchen Zuschnitt des historischen Interesses jedoch nicht unbedingt erleichtert. Vielmehr verschärfen die immer schneller werdenden Paradigmen, die oft mit guten Gründen aus der Fachwissenschaft in die Unterrichtspraxis drängen, zusehends die Situation im Unterricht. Nicht nur die Umwelt-

geschichte reklamiert einen Platz im Unterrichtsgeschehen, sondern daneben auch andere Bereiche, wie etwa Geschlechtergeschichte, Globalgeschichte oder die Erforschung der Erinnerungskultur.

Der österreichische Lehrplan für das Fach „Geschichte und Sozialkunde“ bzw. „Geschichte und Politische Bildung“ besitzt jedoch die Offenheit, derartige Zugänge zur Vergangenheit zuzulassen. Ein Nutzen von umweltgeschichtlichen Fragestellungen für den Geschichtsunterricht kann darüber hinaus mit den Unterrichtsprinzipien „Umweltbildung“ und „Politische Bildung“ argumentiert werden (vgl. www.bmukk.gv.at/Schulen/unterricht/index.xml). Aus geschichtsdidaktischer Perspektive stellt sich jedoch die Frage nach dem besonderen Mehrwert der Umweltgeschichte für das historische Lernen. In meinem Dafürhalten liegt der spezifische Wert der Umweltgeschichte für den Geschichtsunterricht nicht vorrangig in der Aufnahme von bisher vernachlässigten oder randständigen Themen (u.a. Klima, Wasser, Verkehr, Kulturlandschaft), sondern in der qualitativen Aufwertung von einigen Aspekten des historischen Denkens, die durch die Deutlichkeit und Nachvollziehbarkeit des Anliegens der umweltgeschichtlichen Forschung im Unterricht sichtbar gemacht werden können. Wenn Umweltgeschichte als Forschungsgegenstand der Geschichtswissenschaft für sich in Anspruch nimmt, als „problemorientierte Selbstbeobachtung“ (V. Winwarter) verstanden zu werden, ist es nahe liegend, auch im Unterricht diesen Aspekt zentral zu positionieren. Man sollte sich dabei aber von einem Abarbeiten von Wissensbeständen abwenden („Wissensfalle“) und versuchen, tiefere Einsichten in eine Problematik zu gewinnen. Nicht die Daten und Fakten, die ein zu bearbeitendes Beispiel im Unterricht bereithält, sind damit das Ziel des Unterrichts, sondern jene Momente im historischen Denken, die den SchülerInnen in ihrer Lebenspraxis Orientierung bieten. „Es geht darum

zu erkennen, zu akzeptieren und zu nutzen, dass Geschichte einen Beitrag dafür leisten kann, sich persönlich zu orientieren, das eigene Tun und Lassen plausibler zu begründen bzw. die eigenen (Vor-)Urteile, Einstellungen und Prägungen zu hinterfragen.“ (Schreiber 2004: 23) Beim Durchdenken von Orientierungsangeboten, die aus der Beschäftigung mit der Vergangenheit (Re-Konstruktion) oder mit Geschichte (De-Konstruktion) erwachsen, gilt es darauf zu achten, dass den SchülerInnen nicht *eine* bestimmte Haltung aufgedrängt wird („Sinnstiftung“), sondern vielmehr darum, dass eine *Sinnfindung* im Unterricht Platz findet. Nicht ob SchülerInnen in den Augen der LehrerInnen das Richtige oder das Falsche glauben, ist das anzustrebende Ziel, sondern inwieweit eine reflektierte und (selbst)reflexive Sinnfindung stattfindet, die unterschiedlichste Perspektiven auf das Problem berücksichtigt. Wenn man sich im Unterricht darauf einlässt, was für die Anbahnung der historischen Orientierungskompetenz unerlässlich erscheint (vgl. Kasten 2), dürfen die GeschichtslehrerInnen nicht der Annahme anheimfallen, dass alle SchülerInnen einer Klasse zwangsläufig aus den bearbeiteten historischen Fallbeispielen dieselben Schlüsse für Gegenwart und Zukunft ziehen. Zwar sollten die vorgebrachten Überlegungen argumentierbar sein und in einem logischen Zusammenhang mit den Erkenntnissen über die historische Situation stehen, doch daraus ableitbare Orientierungs- und Handlungsmuster für das Heute und Morgen ergeben sich eben nicht zwingend aus Vergangenheit oder Geschichte. Gleichwohl sollte man nicht verkennen, dass historisch-politisches Lernen auch deshalb zu positionieren ist, weil es eine sinnvolle Erweiterung zur Umwelterziehung, die meist nach wie vor eine unhistorische Betrachtungsweise vornimmt, darstellt. Diese besteht u.a. in der Erfassung der Dynamik einer sich ständig wandelnden Welt und die sich daraus ergebenden Möglichkeiten für

Interventionen im Heute im Bereich des Politischen (vgl. Glöckner 1995, 16ff). Damit wird hier eine Verschrän-

kung der didaktischen Anliegen der historischen mit der politischen Bildung deutlich. Übernimmt nämlich

Geschichte bzw. das Nachdenken über die Vergangenheit einen unmittelbaren Einfluss auf die Handlungsfähigkeit in der Gegenwart oder für die Zukunft, verweist dies eindeutig auf Bereiche, die auch von der politischen Bildung wahrgenommen werden. Es gilt daher dann auch jene Grundsätze im Geschichtsunterricht zu beachten, die im *Beutelsbacher Konsens* grundgelegt sind (Überwältigungsverbot, Kontroversität, Schülerorientierung).

Kasten 2: Historische Orientierungskompetenz

Die historische Orientierungskompetenz versucht jene Fähigkeiten, Fertigkeiten und Bereitschaften anzubahnen, die nötig sind, um historisches Denken und seine Ergebnisse lebensweltlich wirksam werden zu lassen. Erkenntnisse und Einsichten, die durch den Aufbau einer eigenen Erzählung über die Vergangenheit (Re-Konstruktion) sowie durch ein kritisches Hinterfragen „fertiger Geschichten“ (De-Konstruktion) gewonnen wurden, werden dabei auf die eigene Lebenswelt und Weltsicht bezogen (u.a. Identität, Handlungsoptionen im Heute und Morgen) (Schreiber et al. 2007: 29ff). Aus diesem Grund steht die historische Orientierungskompetenz im engen Kontakt mit einigen Kompetenzbereichen der Politischen Bildung (u.a. Urteilskompetenz, Handlungskompetenz).

Ein Beispiel: Orientierung für das Heute – Arbeiten mit historischen Darstellungen

Der Historiker Georg Ringele beschreibt im Jahr 2000 die historischen Veränderungen in Heiligenblut (Kärnten) folgendermaßen:

„Der Liftbau in Heiligenblut begann Ende der fünfziger Jahre. Zu dieser Zeit löste sich der Schitourismus, mit dem es ursprünglich Anknüpfungspunkte gegeben hatte (Ende der fünfziger Jahre nahm der junge Karl Schranz am letzten Glockner-Riesentorlauf teil), vom Großglockner und der Großglockner-Hochalpenstraße. Der moderne Wintertourismus veränderte die Heiligenbluter Landschaft, indem sich die winterlichen Aktivitäten von der klassischen Ansichtskartenperspektive – der Ortsansicht mit Kirche im Zentrum und dem Glockner im Hintergrund – abwandte. Die Lifte und Pisten des Heiligenbluter Schigebiets erschlossen das südöstlich vom Hochtort gelegene Schareck (2606 m). Anfang der neunziger Jahre wurden die Anlagen großzügig erneuert. Seit 1987 stößt die ‚Stollenbahn Fleißalm‘ nach Osten in die Große Fleiß durch, wo Lifte auf die Gjaidtroghöhe (2988 m) in der Sonnblickgruppe führen. Während der Wintersperre der Großglockner-Hochalpenstraße genießt Heiligenblut seine ruhige Lage als letztes Dorf im Mölltal. Der Schitourismus untergrub auch hier den Status des Gebirges als respektgebietende Wildnis. Liftbenutzer und Pistenstiefelfahrer buchen ein gefahrloses, zahmes Hochgebirge. Bricht Schlechtwetter herein, kann in wenigen Minuten zu Tal gefahren werden, notfalls bieten Seilbahnstationen und Hütten Schutz. Der Winter ist nicht mehr das wilde Tier, das in den dreißiger Jahren die physische und psychische Konstitution der Arbeiter attackierte, die den Hochtortunnel der Großglocknerstraße bauten und vom Schneesturm manchmal tagelang in ihren Baracken ein[ge]sperrt wurden. Wenn wir von der Gruppe der Schialpinisten absehen, die die Großglocknerstraße benutzen, um beispielsweise vom Fuscher Törl aus Touren zu unternehmen, sind Sommer- und Wintersaison in Heiligenblut so vollständig getrennt wie kaum anderswo, weil die räumlichen Strukturen der Gemeinde saisonale Metamorphosen durchmachen. Im Winter bildet der Großglockner die Hintergrund-Kulisse für das Schidorf, im Sommer wird Heiligenblut zur Kulisse für die Glocknerstraße. Gewiss ist einzuräumen, daß Wintersportlandschaften nur gekaufte Paradiese sind, aber als solche erfüllen sie durchaus legitime Bedürfnisse.“ (Georg Ringele 2000: 141f)

Mögliche Denkrichtungen für die Gestaltung von Arbeitsaufgaben:

- 1) *Auf welche zeitlichen Bezugsgrößen und Veränderungen verweist die Darstellung?*
- 2) *Wo werden direkte bzw. indirekte Bezüge zu unserer Gegenwart hergestellt? Welche könnten das sein?*
- 3) *Gibt der Historiker Georg Ringele (implizite bzw. explizite) Hinweise, wie man sich gegenüber den Veränderungen verhalten soll (Orientierungsangebote)?*
- 4) *Welche Auswirkung hat diese Darstellung auf deine Weltsicht? Was wäre dir in diesem Zusammenhang ein Anliegen für die Zukunft?*
- 5) *ad 4: Welche anderen Positionen könnte man dazu noch einnehmen? Welche von deinen Sichtweisen abweichenden Interpretationen der Lage könnte man vornehmen?*

LITERATUR

H. GLÖCKNER, *Umwelterziehung und Kultur. Analyse und unterrichtspraktische Vorschläge zum Spannungsfeld Natur-Kultur*. Bad Heilbrunn 1995.

H. JÄGER, *Einführung in die Umweltgeschichte*. Darmstadt 1994.

Ch. KÜHBERGER/C. SEDMAK, *Ethik der Geschichtswissenschaft. Zur Einführung*. Wien 2008.

W. SCHREIBER, *Geschichte denken statt pauken. Theoretische Grundlagen für ein praktisches Konzept*, in: *Sächsische Akademie für Lehrerfortbildung (Hg.), Geschichte denken statt pauken (= Sieben-eichener Diskurse 3)*. Meißen 2005, 17-23.

W. SCHREIBER u. a., *Historisches Denken. Ein Kompetenz-Strukturmodell*, in: A. Körper/W. Schreiber/A. Schöner (Hg.), *Kompetenzen historischen Denkens. Ein Strukturmodell als Beitrag zur Kompetenzorientierung in der Geschichtsdidaktik*. Neuried 2007, 17-53.

J. RADKAU, *Unbekannte Umwelt. Von der altklugen zur neugierigen Umweltgeschichte*, in: *Praxis Geschichte 4/1997*, 4-10.

J. RADKAU, *Für eine grüne Revolution im Geschichtsunterricht – für eine Historisierung der Umwelterziehung*, in: *GWU 11/2003*, 644-657.

G. RINGELE, *Sommeralpe – Winteralpe. Veränderungen im Alpen durch Bergstraßen, Seilbahnen und Schilifte in Österreich*, in: E. Bruckmüller/V. Winwarter (Hg.), *Umweltgeschichte. Zum historischen Verhältnis von Gesellschaft und Natur*. Wien 2000, 121-145.

Ch. ROHR, *Extreme Naturereignisse im Ostalpenraum. Naturerfahrungen im Spätmittelalter und am Beginn der Neuzeit*. Wien 2007.

V. WINIWARTER/M. KNOLL, *Umweltgeschichte*. Köln 2007.

Franz Vonwald
Elfriede Windischbauer

Katastrophengeschichte am Beispiel des Super-GAUs in Tschernobyl

Die Reaktorkatastrophe in Tschernobyl im Jahr 1986 war ein derart einschneidendes Geschehnis, dass für ZeitzeugInnen viele Erinnerungen damit verbunden sind: Manche berichten von den heißen Tagen rund um den 1. Mai 1986, die sie für Aktivitäten im Freien nutzten – nicht ahnend, dass unsichtbare Strahlung drohte. Andere erinnern sich, dass plötzlich alle ihre Schuhe vor der Wohnungstür stehen ließen, um keinen radioaktiven Staub in die Wohnung zu tragen. Eltern, die 1986 Babys zu versorgen hatten, erinnern sich an das Bemühen um strahlenfreie Heumilch. Jene, die damals Kinder waren, wissen noch, dass sie plötzlich nicht mehr in der Sandkiste spielen durften.

Die jetzige SchülerInnen-Generation hat keine eigenen Erinnerungen an die Katastrophe, doch Eltern werden als ZeitzeugInnen mündliche Geschichte überliefern. Kann das Thema fächerübergreifend behandelt werden, könnten durch ZeitzeugInnen-Befragungen von Eltern und Großeltern Geschichtsquellen geschaffen werden.

Fächerübergreifendes Lernen wird im Lehrplan 2000 an mehreren Stellen gefordert. Der folgende Unterrichtsentwurf soll sich allerdings auf das Fach Geschichte beschränken. Hinweise im Lehrplan, dieses Thema aufzugreifen, finden sich hinreichend. So sollen z. B. im Fach Geschichte „gesellschaftliche Folgen von technischen Innovationen“ behandelt werden, eine „kritische Bewertung des naturwissenschaftlich-technischen Fortschritts“ soll erzielt werden.¹

Der Unterrichtsentwurf ist flexibel aufgebaut: Es können alle oder auch

einzelne Teile im Unterricht eingesetzt werden. Es wurde versucht, die Aufträge für verschiedene Niveaustufen (basales und fortgeschrittenes Niveau) aufzubereiten. Die Niveaustufen sind nicht einem bestimmten Alter oder Jahrgang zuzuordnen, sondern hängen von der Reife, Lesefähigkeit usw. der SchülerInnen ab.

1. Einstieg

Ausgangspunkt des Unterrichtsentwurfs soll bereits bestehendes Vorwissen der SchülerInnen sein. Dazu wird mit Reizwörtern und Bildern, die mittels Overhead projiziert werden, gearbeitet. Das Wort *Tschernobyl*

wird zentral gezeigt. Rund um das Wort erscheinen drei Bilder (vgl. Vorlage im Internet auf <http://wirtges.univie.ac.at/VGS/>). Die Lehrperson fordert die SchülerInnen nun zu einem Brainstorming auf. Sie sollen dabei ihr Vorwissen über Tschernobyl mündlich darlegen. Stichworte werden an die Tafel geschrieben.

2. Schwerpunkt: Information der Öffentlichkeit

Unmittelbar nach der Reaktorkatastrophe herrschte wegen der unzureichenden Informationspolitik seitens der Sowjetunion, später aber auch durch unterschiedlich motivierte mangelnde Information der Öffentlichkeit durch europäische Regierungen große Unsicherheit in der Bevölkerung. Der folgende Teil des Unterrichtsentwurfs hat zum Ziel, deutlich zu machen, welche Interessen hinter der damaligen Informationspolitik der Sowjetunion, aber auch der BRD und DDR gestanden haben könnten.

Informationstext 1: Super-GAU in Tschernobyl

Am 26. April 1986 ereignete sich im Atomkraftwerk in Tschernobyl ein so genannter Super-GAU (Größter Anzunehmender Unfall): Bei einem Test des Sicherheitssystems explodierte der Reaktorblock 4 des Kernkraftwerks. Bei Temperaturen von über 2000 Grad schmolzen die atomaren Brennelemente, die Ummantelung des Kraftwerks fing Feuer, durch Explosionen wurden große Mengen radioaktiver Teilchen hoch in die Luft geschleudert. Zwei Wochen stand das Innere des Reaktors in Flammen.

Die sowjetischen Behörden versuchten zunächst, den Unfall zu verheimlichen. Erst als in Schweden erhöhte Strahlenwerte gemessen wurden, verbreitete die sowjetische Nachrichtenagentur TASS am Abend des 28. April 1986 eine Erklärung des Ministerrates:

„Im Atomkraftwerk Tschernobyl hat sich ein Unfall ereignet. Ein Reaktor wurde beschädigt. Maßnahmen zur Beseitigung der Unfallfolgen werden ergriffen. Den Geschädigten wird Hilfe geleistet. Eine Regierungskommission ist gebildet worden.“

Erst am 29. April, also drei Tage nach Beginn des Unglücks, wurden die Menschen in Österreich über Zeitungen, Fernsehen und Radio informiert.

Über die Folgen der Katastrophe gibt es unterschiedliche Aussagen; daher ist es schwierig, konkrete Zahlen zu nennen: Mehrere hunderttausend Menschen, die als LiquidatorInnen bei den Aufräumarbeiten direkt am Kernkraftwerk eingesetzt wurden, waren teilweise gar nicht oder ungenügend geschützt erhöhter Strahlung ausgesetzt; viele von ihnen sind inzwischen gestorben, andere leiden unter schweren Krankheiten. Ca. 400.000 Personen, die in der unmittelbaren Nähe des Kernkraftwerks lebten, wurden aus ihren Dörfern evakuiert. Mehrere Millionen Menschen, die weiter davon entfernt leben, sind auch heute noch erhöhter radioaktiver Strahlung ausgesetzt. In der Umgebung des Kernkraftwerks treten gehäuft verschiedene Krebserkrankungen auf, Missbildungen bei Neugeborenen haben zugenommen.

Quelle 1: Bericht in „Die Wahrheit“, DDR, 30.4.1986 (4 Tage nach der Katastrophe):

Moskau (DW-Korr.): Bei dem Reaktorunfall in dem 130 Kilometer nördlich der ukrainischen Hauptstadt Kiew gelegenen Kernkraftwerk Tschernobyl sind zwei Menschen ums Leben gekommen. Dies gab die sowjetische Regierung am Dienstagabend bekannt. Die Siedlung am Atomkraftwerk und drei weitere nahe gelegene Siedlungen sind evakuiert worden. Wie staatlicherseits weiter informiert wurde, sind dringende Maßnahmen zur Beseitigung der Folgen des Reaktorunfalls eingeleitet worden. Am Unfallort ist eine Regierungskommission eingesetzt, der Leiter von Ministerien und anderer zentraler Staatsorgane sowie namhafte Wissenschaftler und Experten angehören. Nach derzeit vorliegenden Informationen ereignete sich die Havarie in einem der Räume des 4. Energieblocks. Dadurch wurde ein Teil des Reaktorgebäudes zerstört und der Reaktor selbst beschädigt, was zum Entweichen einer gewissen Menge radioaktiver Stoffe führte. Die drei anderen Blöcke wurden stillgelegt; sie sind intakt und stehen in Betriebsreserve. Die Strahlungssituation im Kraftwerk und seiner Umgebung wurde unter Kontrolle gebracht, den Betroffenen wird die erforderliche ärztliche Hilfe erwiesen. Das sowjetische Außenministerium ließ gestern laut dpa wissen, dass Menschen „im Bezirk um Kiew“ durch das Unglück „nicht gefährdet“ seien.

Nach Angaben aus verschiedenen europäischen Ländern wie seitens der Westberliner Umweltbehörde sind nirgendwo für Menschen gefährliche Messwerte registriert worden, d. h. weder in Dänemark, Finnland, Schweden, in der BRD noch in Polen oder in der DDR. Der Leiter des staatlichen Amtes für Atomsicherheit und Strahlenschutz der DDR, Prof. Dr. Georg Sitzlack, der sich gegenwärtig mit einer Expertengruppe aus der DDR zu einem Besuch in Dänemark aufhält, erklärte am Dienstag gegenüber Pressevertretern, dass in der DDR Strahlenmessungen mit äußerster Gründlichkeit vorgenommen werden. Im Zusammenhang mit der Havarie in dem ukrainischen Kernkraftwerk Tschernobyl erklärte Sitzlack, für die Sicherheit der Reaktortypen in der DDR gelten eigene nationale und zusätzliche Sicherheitsvorschriften, deren Einhaltung mit aller Strenge gegenüber der Wirtschaft und allen Beteiligten durchgesetzt wird. „Als nicht relevant“ bezeichnete ein Sprecher des Amtes für Atomsicherheit und Strahlenschutz der DDR in Berlin die Frage einer Überprüfung der Sicherheit in den Kernkraftwerken der DDR nach dem Unfall im ukrainischen Kernkraftwerk Tschernobyl. „Wir haben ganz andere Reaktoren“, erläuterte der Sprecher des Amtes auf entsprechende Fragen von Pressevertretern.

Die Wahrheit, 30.4.1986

Quelle 2: Süddeutsche Zeitung, BRD, 6. Mai

Erding, 6. Mai: Eine Woche nach dem verheerenden Reaktorunglück im sowjetischen Tschernobyl beginnt nun auch das Erdinger Landratsamt das Ausmaß der erhöhten Strahlenbelastung im Landkreis festzustellen. Von den Messergebnissen soll allerdings die Bevölkerung, so der stellvertretenden Pressesprecher der Behörde Heinz Fischer, nur erfahren, wenn die zulässigen Höchstwerte überschritten werden. Verwunderlich stimmt auch, dass die Ergebnisse intern vorgenommener Messungen der Molkereigenossenschaft vorerst geheimgehalten werden. Die Messwerte lägen zwar nach Auskunft des Geschäftsführers Helmut Müller, unter der Gefahrenschwelle von 500 Becquerel, die Strahlenbelastung insgesamt sei jedoch, laut Müller, „relativ hoch“. Die Bevölkerung soll durch die Messergebnisse „nicht unnötig verunsichert werden“, wünscht sich Müller. Auch das Gesundheitsamt in Erding weiß die aktuelle Strahlenbelastung nicht in Zahlen auszudrücken. Auf Anfrage bestätigte Lotte Morasch zwar, dass eine „Arbeitsgruppe“ mit Mitarbeitern des Landratsamtes, der Gesundheitsbehörde und des Veterinäramtes im Landkreis Messungen vornimmt. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt lägen ihr jedoch keine Messergebnisse vor. Sie könne lediglich allgemeine Empfehlungen weitergeben. Der Strahlenschutzbeauftragte des Amtes für Landwirtschaft, Bernhard Henneberg, zeigte sich „vor den Kopf gestoßen“, weil er nicht zur Arbeitsgruppe der Behörden gebeten worden sei. „Wir erhalten pausenlos Anrufe von sehr besorgten Landwirten und werden vom Landratsamt, was den Informationsfluss angeht, total vernachlässigt!“, wunderte sich Henneberg.

Süddeutsche Zeitung, 6.5.1986

Arbeitsblatt A (fortgeschrittenes Niveau)**Information der Öffentlichkeit nach der Reaktorkatastrophe:****1. Information durch die sowjetische Regierung:**

Die sowjetische Nachrichtenagentur TASS veröffentlichte am Abend des 28. April 1986 – also 2 Tage nach dem Reaktorunfall – folgende Erklärung des sowjetischen Ministerrates:

„Im Atomkraftwerk Tschernobyl hat sich ein Unfall ereignet. Ein Reaktor wurde beschädigt. Maßnahmen zur Beseitigung der Unfallfolgen werden ergriffen. Den Geschädigten wird Hilfe geleistet. Eine Regierungskommission ist gebildet worden.“

- Wie wurde die sowjetische und die Weltöffentlichkeit in den ersten Tagen über den Reaktorunfall informiert?
- Warum wurde so lange geschwiegen? Sucht mögliche Erklärungen.
- Was sollte die Erklärung des Ministerrates vom 28. April 1986 bewirken?

2. Information der Öffentlichkeit in der damaligen DDR und BRD:

Lest Q1 und Q2, versucht anschließend die folgenden Fragen zu beantworten und Aufträge zu lösen:

- Worauf liegt der Schwerpunkt der Berichterstattung im Beitrag aus der ehemaligen DDR, wo liegt der Schwerpunkt im Beitrag aus der BRD? Sammelt die 2-3 Hauptargumente aus jedem Artikel.
- Wie wird in den Beiträgen auf Sorgen und Ängste der Bevölkerung eingegangen?
- Was können die Gründe für diese Art der Berichterstattung in der DDR bzw. in der BRD sein?

Arbeitsblatt B (basales Niveau)

Informationen der Öffentlichkeit nach der Reaktorkatastrophe:

1. Information durch die sowjetische Regierung:

Die sowjetische Nachrichtenagentur TASS veröffentlichte am Abend des 28. April 1986 – also zwei Tage nach dem Reaktorunfall – folgende Erklärung des sowjetischen Ministerrates:

„Im Atomkraftwerk Tschernobyl hat sich ein Unfall ereignet. Ein Reaktor wurde beschädigt. Maßnahmen zur Beseitigung der Unfallfolgen werden ergriffen. Den Geschädigten wird Hilfe geleistet. Eine Regierungskommission ist gebildet worden.“

- Wie wurde die sowjetische und die Weltöffentlichkeit in den ersten Tagen über den Reaktorunfall informiert?
- Warum wurde so lange geschwiegen? Sucht mögliche Erklärungen.
- Was sollte die Erklärung des Ministerrates vom 28. April 1986 bewirken?

Unterstreicht im folgenden Kasten jene Aussagen, die eurer Meinung nach als Antworten auf die Fragen eher zutreffen. Diskutiert über eure Auswahl. Ergänzt eigene Antworten.

die Bevölkerung wird schlecht informiert – die Bevölkerung wird gut informiert – die Information besteht hauptsächlich aus allgemeinen Aussagen – die Information ist aussagekräftig – die Bevölkerung sollte nicht beunruhigt werden – die Bevölkerung sollte vor möglichen Folgen gewarnt werden – die Bevölkerung und die Weltöffentlichkeit sollten auf die möglichen Gefahren hingewiesen werden – man wollte das Unglück verheimlichen – man wollte die Größe des Unglücks herunterspielen

3. Information der Öffentlichkeit in der damaligen DDR und BRD:

Lest Q1 und Q2, versucht anschließend die folgenden Fragen zu beantworten und Aufträge zu lösen:

- Worauf liegt der Schwerpunkt der Berichterstattung im Beitrag aus der ehemaligen DDR, wo liegt der Schwerpunkt im Beitrag aus der BRD?

Welche dieser Aussagen ist wahr bzw. falsch?

Bericht aus der DDR:

Das Unglück hat ernsthafte Folgen, die Regierung und die zuständigen Stellen haben aber alles im Griff.	wahr	falsch
Den betroffenen Menschen wird bereits geholfen.	wahr	falsch
Die Messwerte außerhalb der Sowjetunion sind für Menschen gefährlich.	wahr	falsch

Bericht aus der BRD:

Die Messergebnisse der Strahlenbelastung sind hoch, aber sie liegen unter der Gefahrenschwelle.	wahr	falsch
Die Messergebnisse werden der Bevölkerung immer bekannt gegeben.	wahr	falsch

- Wie wird in den Beiträgen auf Sorgen und Ängste der Bevölkerung eingegangen?
- Was können die Gründe für diese Art der Berichterstattung in der DDR bzw. in der BRD sein?

Unterstreicht im Kasten diejenigen Aussagen, die eurer Meinung nach zutreffen. Diskutiert anschließend über eure Wahl:

Die Bevölkerung soll beruhigt werden. – Die Bevölkerung soll wahrheitsgemäß informiert werden. – Die Behörden entscheiden, was die Bevölkerung wissen darf und was nicht. – Die DDR hatte selbst Atomkraftwerke und wollte nicht, dass die DDR-Bevölkerung Angst bekommt. – Die DDR war ein Verbündeter der Sowjetunion und wollte, dass kein schlechtes Licht auf die Sowjetunion fällt. – Die BRD wollte zeigen, dass die Sowjetunion nicht fähig ist, sichere Atomkraftwerke zu betreiben. – Die BRD hatte (und hat) selbst umstrittene Atomkraftwerke und wollte nicht, dass die Atomkraft in der Bevölkerung infrage gestellt wird.

Diskutiert:

Wie sollte eine verantwortungsvolle Regierung in einer schwierigen Situation handeln?

Die Bevölkerung muss auf jeden Fall über das wahre Ausmaß der Bedrohung informiert werden. Oder: Die Bevölkerung muss in erster Linie beruhigt werden.

Möglicher Ablauf der Unterrichtseinheit

- Nachdem zuerst der Informationstext gelesen (oder dessen Inhalt von der Lehrperson vorgelesen) wurde, werden die beiden Quellentexte Q1 und Q2 gelesen (je nach Lesefähigkeit und Leistungsstärke der Klasse in Einzelarbeit oder laut und gemeinsam, sodass ev. unbekannte Begriffe geklärt werden können.)
- PartnerInnenarbeit: Die SchülerInnen bearbeiten die Fragen (AB 1). Ev. können den SchülerInnen Hilfestellungen zur Bewältigung der Aufträge angeboten werden (siehe AB 2). Nach der Bearbeitung in Partnerarbeit muss unbedingt eine Diskussion erfolgen, um die Ergebnisse austauschen zu können. Die SchülerInnen sollen ihre Meinung begründen. Falls sie zu divergierenden Einschätzungen kommen, muss anhand der Quellen überprüft werden, welche Einschätzung historisch triftig ist. Auch wenn AB 2 bearbeitet wurde, in dem viele mögliche Antworten angeboten werden, müssen die Ergebnisse unbedingt in einem Gespräch auf Triftigkeit überprüft werden.

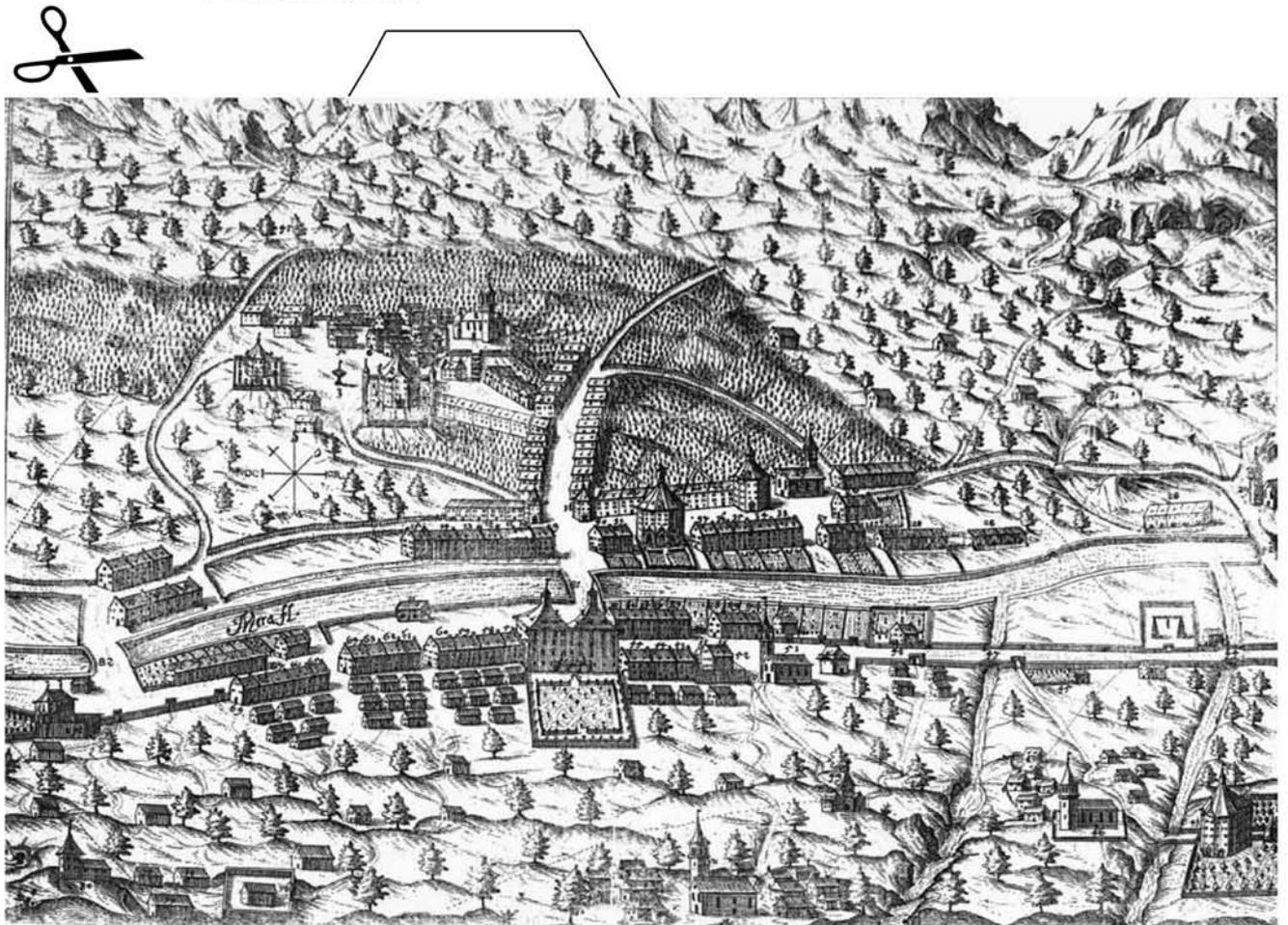
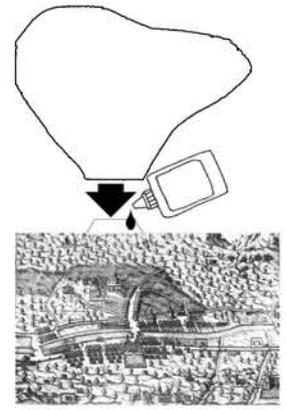
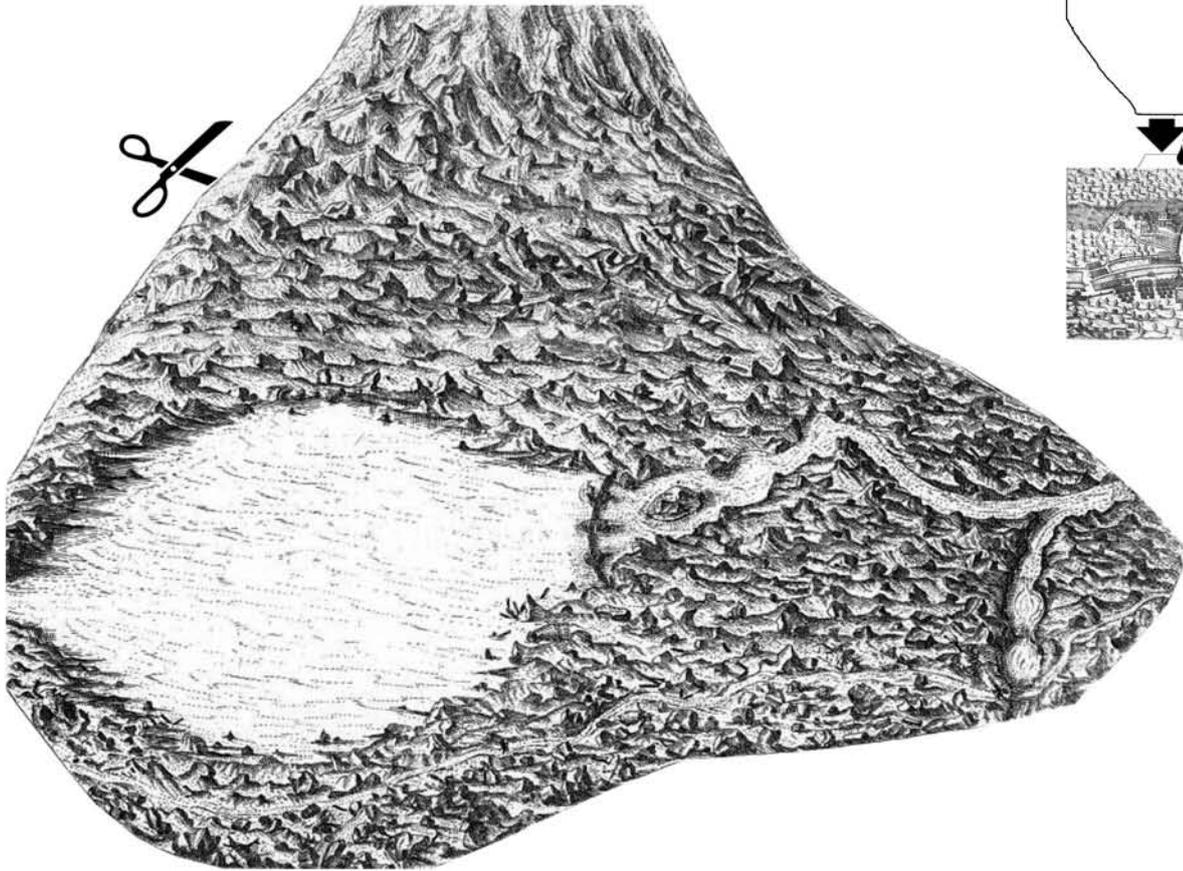
Weitere Materialien zu diesem Themenkomplex finden Sie auf der Homepage: <http://wirtges.univie.ac.at/VGS/>

ANMERKUNG

¹ BMBWK: Lehrplan für den Pflichtgegenstand Geschichte und Sozialkunde. Online im Internet: <http://www.bmukk.gv.at/medienpool/879/hs15.pdf> (21.10.2007).

LITERATUR

- G. BAYERL (Hg.): Umweltgeschichte – Methoden, Themen, Potentiale. Münster 1996.
- E. BRUCKMÜLLER/V. WINIWARTER: Umweltgeschichte. Zum historischen Verhältnis von Gesellschaft und Natur. Wien 2000.
- S. STEIGENBERGER, „Gefährliche Strahlen“, in: TOPIC. Jugendmagazin 2006/Nr. 173, 12-13
- W. M. TSCHERNOUSENKO, Tschernobyl. Die Wahrheit. Reinbek bei Hamburg 1992.
- F. VESTER, Bilanz einer Ver(w)irrung. Informationen, Berichte und Argumente zum Umdenken nach Tschernobyl. München 1986.
- BMBWK, Lehrplan für den Pflichtgegenstand Geschichte und Sozialkunde. Online im Internet: <http://www.bmukk.gv.at/medienpool/879/hs15.pdf> (21.10.2007).
- HISTORISCHE ANTHROPOLOGIE UND HUMANÖKOLOGIE DER UNIVERSITÄT GÖTTINGEN, Arbeitskreis Umweltgeschichte. Online im Internet: <http://www.anthro.uni-goettingen.de/umweltgeschichte.html> (20.10.2007).
- MINISTERIUM FÜR SCHULE UND WEITERBILDUNG DES LANDES NORDRHEIN-WESTFALEN, Online im Internet: http://www.learn-line.nrw.de/angebote/agenda21/lexikon/Hurrikan_Katrina.htm (20.11.2007).
- Herzlichen Dank der „Überparteilichen Plattform gegen Atomgefahren P.L.A.G.E. Salzburg für das Zurverfügungstellen vieler Unterlagen!



*Der Bergsturz von Plurs als frühmodernes „Gimmick“, auch eine Art der Katastrophenbewältigung?
Einblattdruck von Johann Hardmeyer, Zürich 1618 (Zürich, Privatbesitz), entnommen aus Kahl 1984.*

Zwangsfreiheiten

Multikulturalität und Feminismus

Birgit Sauer / Sabine Strasser (Hg.)

ISBN 978-3-85371-283-2, Promedia Verlag, Wien

Inhalt

- Sabine STRASSER – Birgit SAUER: Zwangsfreiheiten. Wege zwischen Autonomie und Anpassung in multikulturellen Gesellschaften
Sawitri SAHARSO: Gibt es einen multikulturellen Feminismus? Ansätze zwischen Universalismus und Anti-Essenzialismus
Elisabeth HOLZLEITHNER: Herausforderungen des Rechts in multikulturellen Gesellschaften. Zwischen individueller Autonomie und Gruppenrechten
Birgit SAUER: Gewalt, Geschlecht, Kultur. Fallstricke aktueller Debatten um „traditionsbedingte“ Gewalt
Sabine STRASSER: Ist doch Kultur an allem schuld? Ehre und kulturelles Unbehagen in den Debatten um Gleichheit und Diversität
Christa MARKOM – Ines RÖSSL: Exit-Möglichkeiten in Theorie und Praxis. Bedingungen für Ausstiegsmöglichkeiten am Beispiel von Zwangsverheiratungen
Nora GRESCH – Leila HADJ-ABDOU: „Kopftuchprovokationen“. Implikationen der Hierarchisierung von Gleichheitsimperativen in kontemporären feministischen Diskursen
Corinna MILBORN: Weibliche Genitalverstümmelung in Europa
Unni WIKAN: Das Vermächtnis von Fadime Şahindal
Tamar ÇITAK: Das Österreichische Gewaltschutzgesetz und die Einrichtung der Interventionsstelle. Ein multi-institutionelles Interventionssystem gegen Gewalt in der Familie
Gamze ONGAN: Zuschreiben oder ernsthaftes Bekämpfen. Zwangsverheiratung aus der Perspektive der Bildungs-, Beratungs- und Therapieeinrichtung Peregrina
Zeynep ELIBOL: Politisierter Stoff. Perspektiven zwischen Selbstbestimmung und Fremdzuschreibung
Cristina BOIDI – Faika Anna EL-NAGASHI: Es geht um Rechte, nicht um Opfer. Migrantische Ermächtigungsstrategien als feministisches Konzept der Gewaltprävention im Kontext des Frauenhandels
Jürgen NAUTZ: Frauenhandel Ost-West. Märkte und Netzwerke
Johann HEISS: Orientalismus, Eurozentrismus, Exotismus. Historische Perspektiven zu gegenwärtigen Trennlinien
Anne PHILLIPS: Geschlecht versus Kultur? RichterInnen, DemokratInnen und politische AktivistInnen



Nähere Informationen und Bestellungen bei:

VGS – Verein für Geschichte und Sozialkunde, c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1, 1010 Wien

Tel.: +43/1/4277-41305, 41301

e-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at <http://vgs.univie.ac.at>



Nähere Informationen und Bestellungen bei:
VGS – Verein für Geschichte und Sozialkunde,
c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien,
Dr. Karl Lueger-Ring 1, 1010 Wien, Tel.: +43/1/4277-41305, 41301
e-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at
<http://vgs.univie.ac.at>

Band 24:

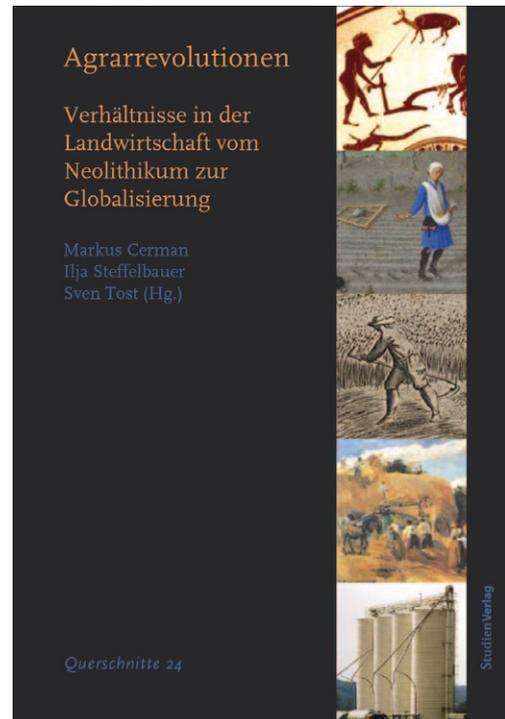
Agrarrevolutionen **Verhältnisse in der Landwirtschaft** **vom Neolithikum zur Globalisierung**

Markus Cerman / Ilja Steffelbauer /
Sven Tost (Hg.)

ISBN 978-3-7065-4638-6, Studienverlag

INHALT

MARKUS CERMAN / ILJA STEFFELBAUER / SVEN TOST: Einleitung | PAOLO MALANIMA: Wachstum und Reife. Die Arbeitsproduktivität in den traditionellen Agrargesellschaften | EDITH SPECHT: Der Beginn der Agrarwirtschaft | INGRID WEBER-HIDEN: Agrarverhältnisse im spätbronzezeitlichen Griechenland | ILJA STEFFELBAUER: Zeugiten, Hopliten, Politen – Bauern, Krieger, Bürger | HANS TAEUBER: Die materielle Basis eines antiken bäuerlichen Haushalts am Beispiel Spartas | SVEN TOST: Agrarverhältnisse der hellenistischen Zeit | EKKEHARD WEBER: Zur römischen Landwirtschaft | ALEXANDER JURASKE: Unfreie Arbeitsverhältnisse in der Landwirtschaft von der Antike bis ins Frühmittelalter | JAIRUS BANAJI: Spätantike Agrarverhältnisse. Kontinuität oder Umbruch? Einige Überlegungen zu Wickhams „Framing the Early Middle Ages“ | MICHAEL MITTERAUER: Roggen, Reis und Zuckerrohr. Drei Agrarrevolutionen des Mittelalters im Vergleich | ERICH LANDSTEINER: Landwirtschaft und wirtschaftliche Entwicklung 1500–1800. Eine Agrarrevolution in der Frühen Neuzeit? | ERNST BRUCKMÜLLER: Eine „grüne Revolution“ (18.–19. Jahrhundert) | VERENA WINIWARTER: Sozialökologische Perspektiven auf die Geschichte der Landwirtschaft | ERNST LANGTHALER: Landwirtschaft in der Globalisierung (1870–2000)



Band 23: Frauen- und Geschlechtergeschichte **des Nationalsozialismus**

Fragestellungen, Perspektiven, neue Forschungen

Johanna Gehmacher, Gabriella Hauch (Hg.)

ISBN 978-3-7065-4688-7, Studienverlag
